Wilhelm Stjernkrona.

Dritter Theil.

Wilhelm Stjernkrona.

Oder:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

Erstes Kapitel.

Das Weihnachtsfest des Jahres 1788 war vorbei und man schrieb nun 1789. Im Gesellschaftsleben schickte man sich an, den Ernst der Tagesfragen zu vergessen und der Göttin des Vergnügens seine Huldigungen darzubringen. Man konnte sich doch nicht fortwährend mit den Angelegenheiten des Landes beschäftigen. Man mußte durch Zerstreuungen das Gemüth anfrischen, und von all diesem Denken und Sprechen über Krieg, Reichstag und dergleichen ausruhen. Kurz, man gab Bälle und Feste.

Die ganze höhere Gesellschaft der Hauptstadt war eines Abends in den ersten Tagen des Januar zu einem glänzenden Ball bei dem Grafen A. eingeladen.

Graf A. war ein Mann, der sowol im öffentlichen als im Privatleben großes Ansehen genoß und infolge vieler äußern und innern Vorzüge zu jenen glücklichen Sterblichen gehörte, welche bewundert werden, weil sie zu leben wissen, und die getadelt werden, weil sie Geist haben.

An dem ebenerwähnten Abend finden wir in einem der Salons des Grafen unter andern auch St.-Sue, Wilhelm und Cellner.

Wilhelm und St.-Sue hatten, gerade wie auf dem

Ball in Brest, in einer der Fenstervertiefungen Posto gefaßt. Von diesem Platz aus musterten sie die Gäste, von welchen der Salon wimmelte.

Stjernkrona gab dem Marquis eine kurze Beschreibung von allen, die etwas Hervorstechendes besaßen. Auf diese Charakterzeichnungen folgte oft ein herzliches, aber gedämpftes Gelächter.

Wilhelm stand eben im Begriff, mit einigen recht scharfen Zügen eine gewisse Frau S. zu zeichnen, als ein paar Kameraden von der Flotte sich näherten. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, sagte der eine:

„Nun, Marquis, Sie wissen wol schon die große Neuigkeit?"

„Was denn für eine?" fragte St.-Sue und betrachtete Frau S., welche eben vorbeischwebte, mit großem Interesse.

„Wann waren Sie das letzte mal bei dem französischen Gesandten?"

„Am Neujahrstage. War das die Neuigkeit, auf welche Sie hindeuteten?" fragte St.-Sue.

„Nicht ganz, aber sie steht damit in Zusammenhang. Sie wissen also wol nicht, daß in diesen Tagen hier in der Hauptstadt eine vornehme französische Dame angekommen ist, welche —"

Hier ward der Sprecher durch ein Gesumm unterbrochen, welches durch den ganzen Salon ging. Aller Augen richteten sich auf die Thür, von welcher das Geräusch ausging. Auch Wilhelm und St.-Sue blickten dahin.

Wenn in diesem Augenblick eine russische Bombe mitten in diesem von Blumen und Lichterglanz so prachtvoll erstrahlenden Salon geplatzt wäre, so hätte dies Wilhelm nicht mit größerer Bestürzung erfüllen können, als der Anblick, der sich ihm jetzt darbot.

Der unerschrockene, verwegene, kühne Seemann, der mit Ruhe das Brüllen des Meeres, das Sausen der

Kugeln gehört und alle Gräuel des Kriegs gesehen, war mit einem mal leichenblaß geworden. Die Erscheinung schritt den Salon entlang. Ein kalter Schauer durchrieselte Wilhelm's ganzen Körper, und kaum vermochte er noch zu athmen.

Auch St.-Sue verrieth Ueberraschung, obschon nur einige Secunden lang, dann gewann sein Gesicht wieder seinen gewohnten Ausdruck. Leise flüsterte er Wilhelm zu:

„Lieber Freund, hüten Sie Ihr Gesicht, ehe sich die Augen der Versammlung auf uns lenken.“

Aber was war es denn, was dieses Gesumm unter der Menge und diese Bestürzung bei Wilhelm hervorrief? War es eine Erscheinung aus dem Reiche der Todten?

Durchaus nicht. Es war ganz einfach der französische Gesandte mit einer Dame von so seltsamem und wunderbarem Aussehen am Arme, daß ihr Anblick unwillkürlich einen Ausbruch von Ueberraschung herbeiführen mußte.

Wie aber konnte dieses bezaubernde Wesen auf Wilhelm eine Wirkung ausüben, welche große Aehnlichkeit mit der fabelhaften des Medusenhaupts hatte?

Wir wollen in ihrem Aeußern die Lösung des Räthsels suchen.

Die Dame, welche lächelnd und strahlend am Arm des Gesandten einherschritt, war weder klein noch groß, aber von einem Wuchs so untadelhaft wie der der Antike, schlank und dennoch üppig. Ihre gelbe Hautfarbe und die großen schwarzen Augen bewiesen, daß ihre Wiege nicht in Europa gestanden. Ihre Züge waren übrigens so regelmäßig, daß sie ohne alle Uebertreibung schön genannt werden konnten.

Sie glich einem leuchtenden Sonnenstrahl, der sich in diesen von Kerzen erhellten Salon verirrt, um alle diese matten und bleichen Flammen zu verdunkeln, welche den Augenblick vorher noch so hell zu sein geschienen.

Gekleidet war sie mit einer Pracht, welche bewies,

daß sie den Schmuck und all den Luxus liebte, durch den man die Schönheit erhöhen kann.

Wilhelm's Augen hafteten fest an ihr. Unwillkürlich zog er sich in eine Fenstervertiefung zurück, gleichsam um nicht bemerkt zu werden. Auch ging sie in der That sowol an ihm als an St.=Sue vorbei, ohne die beiden Freunde zu sehen, und lenkte dann ihre Schritte in den nächsten Salon, wo die Gräfin A. residirte.

Die beiden Offiziere, welche die Neuigkeit zu erzählen beabsichtigt, entfernten sich sofort von Wilhelm und St.=Sue und folgten der schönen Unbekannten.

Als der Marquis und Stjernkrona sich in der Fenstervertiefung wieder allein befanden, sahen sie eine Weile einander schweigend an. Dann sagte St.=Sue lächelnd:

„Nach Verlauf von so vielen Jahren führt das Schicksal eine Begegnung mit ihr herbei und zwar auf einem Ball. Das ist mehr als ich hätte voraussehen können.“

„Ach, Marquis, ich weiß kaum, wie ich mich von meiner Bestürzung erholen soll“, sagte Wilhelm aufgeregt. „Was hat sie nach dem Norden, nach Schweden geführt?“

„Was weiß ich? Vielleicht der Wunsch, Sie wiederzusehen?“

Der Marquis und Wilhelm sahen einander wieder schweigend an. Dann rief St.=Sue lachend:

„Wie, lieber Baron, sollten Sie, den kein Feind und keine Gefahr zu schrecken vermocht, wirklich beim Anblick eines Weibes zittern? Die Furcht vermag oft mehr als die Liebe, deshalb muß man auch in den kritischsten Augenblicken des Lebens die Kaltblütigkeit bewahren und dem Feinde unerschrocken entgegengehen. Wir wollen uns beeilen, der Gräfin von Estrier unsere Huldigung zu Füßen zu legen und sie in diesem abgelegenen Winkel der Welt willkommen zu heißen.“

„Sie haben recht, Marquis, es ist dies eine Pflicht,

welche die Höflichkeit und die Dankbarkeit uns gebietet, und da alle Regungen im Menschenherzen vorübergehend sind, so hat auch meine Bestürzung dem aufrichtigen Wunsche Raum gemacht, der Gräfin von Estrier für die Gastfreundschaft zu danken, die ich einmal bei ihr genossen."

„Dafür konnte sie gerade nicht viel Dank beanspruchen", meinte der Marquis lachend. „Sie mußten diese Gastfreundschaft mit einer Erinnerung fürs ganze Leben bezahlen. Hüten Sie sich vor der Vergangenheit! Dieselbe wird schon wiederkommen, ohne daß Sie sie hervorzurufen brauchen."

„Um so besser, ich wünsche nichts inniger. Das Unglück aber will, daß ich jetzt nicht einundzwanzig, sondern dreißig Jahr zähle."

„Sie sind verloren, mein Freund, sobald Sie glauben, es drohe Ihnen keine Gefahr."

Der Marquis und Wilhelm lenkten ihre Schritte nach dem innern Salon.

Frau von Estrier saß auf einem Divan und war in einem lebhaften Gespräch mit der Gräfin A. begriffen.

St.-Sue und Wilhelm blieben in einiger Entfernung stehen. Letzterer betrachtete sie mit forschendem Blick, als ob er ermitteln wollte, ob die Zeit nicht im Stande gewesen sei, diesen Zügen etwas von der Zauberkraft zu rauben, die sie früher so unwiderstehlich machte.

Nein, die Zeit war vorübergegangen, ohne ihnen etwas von der Anmuth zu nehmen, welche früher einen so gefährlichen Einfluß auf ihn ausübte.

Neun Jahr waren vergangen, seitdem Wilhelm auf St.-Vincent Estelle Lebewohl gesagt hatte. Sie war damals zwanzig Jahr alt. Folglich hatte sie jetzt die eigentliche Jugend hinter sich und stand auf der Mittagshöhe des Lebens.

Die Kinder des Südens, welche zeitig reifen, pflegen auch schnell zu welken. Diese Regel erlitt aber keine

Anwendung auf Estelle, denn diese war mit neunundzwanzig Jahren noch ebenso schön, wie mit neunzehn, obschon ihr Aussehen sich verändert hatte. Dies galt aber blos von dem Ausdruck des Gesichts.

Dieses trug jetzt das Gepräge bestimmter, entwickelter Leidenschaften und fester Entschlossenheit, ein Gepräge, welches sich, als wir sie zuerst sahen, nicht darin befand. Sie erschien jetzt noch gefährlicher als damals, wo die heftig wechselnden und leidenschaftlichen Eindrücke gleich Feuerflammen aufloderten und von Zeit zu Zeit ihren Schein über die Züge warfen.

Die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, die Blitze ihrer Augen, die Veränderlichkeit ihrer Züge, alles war jetzt von einer äußern Selbstbeherrschung umschlossen, welche gleichwol nicht verhinderte zu sehen, daß ihre ganze Seele eine Zusammensetzung von gewaltigen Leidenschaften war, deren Stärke sie selbst vollkommen genau kannte und ebendeshalb durch die Kraft ihres Willens in ihrer Brust gefangen hielt.

St.-Sue plauderte von ganz gleichgültigen Dingen, während Wilhelm Estelle betrachtete. Gegen Willen und Vernunft bezauberte sie seine Augen, sodaß er die Worte des Marquis nicht hörte.

Mit einer an Bangigkeit grenzenden Spannung erwartete Wilhelm den Augenblick, wo Estelle ihn bemerken würde.

Nach einer ziemlich langen Weile fielen die Augen der Gräfin A. auf St.-Sue. Sie sagte etwas zu Frau von Estrier, welche sofort den Kopf herumdrehte.

Im nächsten Augenblick standen Wilhelm und St.-Sue sich höflich verbeugend vor „der schönen Indianerin.“

Sie begrüßten sie mit anmuthiger Bewegung des Kopfes und einem Lächeln, als ob sie einander erst ganz kürzlich gesehen hätten.

„Es gereicht mir zum großen Vergnügen, Sie wieder-

zusehen, Herr Baron", sagte sie verbindlich zu Stjernkrona. „Ich hatte nicht auf diese Freude gerechnet, denn man sagte mir, daß Sie an dem Kriege theilnähmen."

Hierauf, und ohne Wilhelm Zeit zu lassen, etwas zu sagen, wendete sie sich zu dem Marquis.

„Ich gestehe, daß es für mich überraschend ist, Marquis", sagte sie, „Sie in Schweden wiederzufinden. Es sieht wirklich aus, als ob das Schicksal beschlossen hätte, Sie mir in den Weg zu führen, wohin ich mich auch begeben möge."

„Oder umgekehrt, Madame", antwortete der Marquis lächelnd.

„Nur keinen Wortkrieg, mein Herr."

Damit wendete sie sich wieder zu Wilhelm, der jetzt mit einigen verbindlichen Worten seine Ueberraschung, sie in seinem Vaterland wiederzusehen, zu erkennen gab.

Estelle unterbrach durch einen Scherz über das Wort Ueberraschung, welches sofort Veranlassung zu einigen pikanten Meinungskämpfen zwischen ihr und Wilhelm Anlaß gab. Estelle hatte mit ausgesuchtem Takt das Gespräch so eingeleitet, daß sie es sofort auf das Gebiet des Scherzes verpflanzte und auf diese Weise allen Zwang und alle Anspielung auf die Vergangenheit entfernt hielt.

Die Musik spielte zum Tanz auf. St.-Sue bat um den ersten Contretanz, Estelle aber sagte lachend:

„Den habe ich schon dem Baron Stjernkrona versprochen. Ich versprach ihm denselben nämlich in Gedanken, als ich hierher auf den Ball fuhr. Bemerken Sie wohl, ich sage in Gedanken. Ich erwartete nicht, den Baron wirklich hier zu treffen, und beschloß daher, den ersten Contre mit ihm in meiner Phantasie zu tanzen."

Wilhelm verneigte sich und sagte lächelnd:

„Madame, Ihre Güte —"

„Beweist blos, daß ich meinen Haß auf St.-Vincent nicht vergessen habe", sagte Estelle. „Die Erinnerung an Sie, Herr Baron, mußte sich mir ja in demselben

Augenblick aufdrängen, wo ich den Fuß auf den Boden Ihres Vaterlandes setzte. Also den ersten Contretanz."

Frau von Estrier winkte hierauf dem französischen Gesandten, der sich ihr sofort näherte. Einen Augenblick später war sie von verschiedenen jungen Herren umringt, welche der Gesandte ihr vorstellte.

Wilhelm und St.-Sue traten auf die Seite, um Platz zu machen. Der Wink, den Estelle dem Gesandten gegeben, war für die beiden Freunde ein Zeichen, sich zu entfernen.

„Ach, lieber Baron, ich glaube wir bekommen es hier ebenso heiß wie in St.-Vincent", flüsterte St.-Sue. „In diesem Falle bekomme ich ganz bestimmt das Gelbe Fieber."

„Es hat keine Gefahr, Marquis. Die Luft ist hier bedeutend kühler", antwortete Wilhelm. „Ueberdies haben die Jahre uns auch klüger gemacht."

„Haben Sie die Güte, mein Freund, blos von sich zu sprechen! Was mich betrifft, so bin ich von jeher klug gewesen."

Etwas Weiteres konnten sie vor der Hand nicht miteinander sprechen. Sie wurden von Neugierigen umringt, die etwas von der französischen Gräfin aus Westindien wissen wollten Daß sie Witwe, unermeßlich reich und dazu schön war, dies wußte man bereits. Welche Schätze von Glück, die ein jeder mit ihr theilen zu können wünschte!

Der erste Contretanz ward aufgespielt. Wilhelm näherte sich Estelle. Als er ihre Hand ergriff, begegneten sich ihre Augen. In denselben stand geschrieben, daß die Erinnerung an den ersten Ball, wo sie einander begegnet, lebhaft vor beider Erinnerung stand.

„Welch eine Reihe von Jahren seit jenem Abend!" flüsterte Wilhelm zur Antwort auf die stummen Gedanken.

Der Ton, womit er dies sagte, war von der Ar

daß man leicht daraus den Schluß ziehen konnte, diese Reihe von Jahren habe keine Einwirkung auf seine Gefühle zu äußern vermocht.

„Ja, und wie ganz anders ist jetzt alles gegen damals“, setzte Estelle mit beinahe schwermüthigem Lächeln hinzu.

„Alles? Auch Sie, Madame?“

„Ja, ich mehr als alles andere“, antwortete Estelle ernst.

Der Tanz begann. Wer während desselben Wilhelm betrachtet hätte, würde leicht gefunden haben, daß er abwechselnd von dem Reiz des Augenblicks und von schmerzlichen Erinnerungen beherrscht ward.

Plötzlich sagte Estelle:

„Ist Ihrer Ansicht nach immer noch der Charakter des Menschen sein Schicksal?“

„Ja, Madame. Die Ereignisse haben mir noch keine andere Ueberzeugung beigebracht.“

„Haben Sie also Ihr Schicksal geschaffen?“

„Größtentheils. Wenigstens weiß ich, daß die Leiden welche mich getroffen, alle einen und denselben Ursprung gehabt haben.“

„Und worin beruhte dieser Ursprung?“

„In der Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke des Augenblicks. Die Vernunft mistraut instinctartig dem Gefühl. Die Vernunft hat auch recht, denn wenn wir letzterm gehorchen, leiden wir stets Schiffbruch. Die Schwäche unsers Charakters ist dann die Ursache unsers Unglücks.“

„Ach, ich bemerke, daß die Jahre Ihre Denkweise nicht verändert haben. Sie sind immer noch derselbe.“

„Ist dies nicht das größte Lob, welches Sie mir spenden können?“

„Gott weiß es. Ich bewundere niemals das Stillstehende, und was mich wirklich wunder nimmt, ist, daß Sie vom Leben noch nicht genug gelernt haben, um einzusehen, wie wenig wir vermögen.“

„Madame, erlauben Sie mir eine Frage: Haben Sie wol jemals etwas mit Ernst gewünscht?“

„Ja. Sieben Jahre lang habe ich in Schweden zu reisen gewünscht“, antwortete Estelle gleichgültig.

„Wohlan. Nun sind Sie da.“

„Allerdings. Aber sieben Jahre haben unter einem fortwährenden Kampf gegen Hindernisse vergehen müssen, die sich mir unaufhörlich in den Weg gestellt haben.“

„Gleichwol haben Sie dieselben überwunden.“

„Nicht ich, sondern der Zufall ist die Ursache, daß ich nun das Ziel meines Wunsches erreicht habe. Ueberdies, mein Herr, wer sagt Ihnen, daß mein Schicksal nicht eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte, wenn ich vor sieben Jahren so Herr der Ereignisse gewesen wäre, daß ich hätte hierherkommen können?“

„Die Richtung, welche Sie damals Ihrem Schicksal zu geben beabsichtigt, können Sie ihm sicherlich auch heute noch geben.“

„Glauben Sie das wirklich?“ fragte Estelle zu ihm aufblickend.

Wilhelm wendete seinen Blick ab von diesen Augen, die, wie er wußte, auch jetzt einen gefährlichen Einfluß auf ihn ausübten. Er antwortete ohne sie anzusehen, in scheinbar gleichgültigem Tone:

„Madame, was damals möglich war, kann jetzt wol nicht gut möglich sein.“

„Wenn es aber etwas Unmögliches gibt, dann kann der Mensch auch nicht sein Schicksal selbst schaffen.“

„Das Unmögliche liegt in unserer Auffassung, und das, was so vor unsere Seele tritt, kann innerhalb des Bereichs der Wünsche keinen Raum finden“, antwortete Wilhelm lächelnd.

„Das, was Sie da sagen, ist ein Paradoxon, mein Herr.“

„Durchaus nicht; für Sie, Madame, gibt es nichts Unmögliches. Sie gehören zu jenen Frauen, welche von

Gott die Fähigkeit erhalten haben, selbst das Unmögliche möglich zu machen."

Das Gespräch ward einige Augenblicke unterbrochen. Als es wieder angeknüpft werden konnte, sagte Estelle:

„Sie sagten, alle Leiden hätten ihren Grund in unserer Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke, die wir erfahren. Diese Aeußerung überrascht mich, denn welcher denkende Mensch gehorcht wol jenen ephemeren Aufwallungen, welche wir Gefühl nennen? Nur während der ersten Jugendjahre überlassen wir uns ihnen. Durch das Leben und die Ereignisse lernen wir, wie wenig sie werth sind."

Wilhelm heftete einen verwunderten Blick auf Estelle, und sagte beinahe bekümmert:

„Wollen Sie wirklich, Madame, sich mit Geringschätzung über das Gefühl aussprechen?"

„Eine Sache, der ich alle Existenz abstreite, kann ich nicht geringschätzen."

„Wie? Sie leugnen die Existenz des Gefühls?"

„Ja wohl, vollkommen!" rief Estelle mit ihrem wohlklingenden und doch gedämpften Gelächter.

„Wenn ich es wagte, so würde ich Ihnen meinerseits denselben Vorwurf machen, welchen Sie mir machten."

„Welchen denn?"

„Daß Sie ein Paradoxon ausgesprochen."

„Ach, mein Herr, es wird mir sehr leicht werden, mich zu vertheidigen. Das, was Sie Leidenschaft oder Gefühl nennen, betrachte ich blos als eine Ueberreizung der Einbildungskraft. In jungen Jahren geben wir derselben eine sehr große Bedeutung, bei näherer Untersuchung aber finden wir, daß es blos ein Irrlicht gewesen ist, welches keine bestimmte Form hat."

„Dann wäre also Anhänglichkeit, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Liebe zwischen Aeltern und Kindern, Mitleid, alles nur Ausgeburten unserer Einbildungskraft."

„Oder unsers Egoismus!" rief Estelle. „Die Eigenliebe ist der Entstehungsgrund jeder andern Liebe. Der Mensch ist ja ein denkendes Wesen, und folglich muß das, was wir Gefühl nennen, blos ein Phantom der Einbildungskraft sein."

Wieder entstand eine Pause. Wilhelm dachte:

„Ist das noch dieselbe Estelle, die ich einmal mit glühenden Worten die Sprache der Leidenschaft führen hörte?"

Sein Blick heftete sich auf das schöne Antlitz. Es schien ihm jetzt, als ob eben die Glut des Herzens und die leidenschaftlichen Schläge desselben ihrer Haut diese gelbe Färbung gäben, und als ob sie einem verkörperten Bild der Leidenschaften unserer Seele gliche. Wilhelm hob wieder an:

„Madame, soll ich glauben, daß Sie eine Ueberzeugung ausgesprochen haben?"

„Ja, dies können Sie ganz gewiß glauben", entgegnete Estelle lächelnd und setzte hinzu: „Der Beweis davon, daß ich das, was ich gesprochen, auch wirklich denke, ist, daß die Erfahrung mit jedem Jahre, welches wir älter werden, die Empfindsamkeit, das Gefühl immermehr in den Hintergrund drängt. Wir lächeln zuletzt über das, was früher ein Gegenstand unsers höchsten Interesse war."

„Wenn dem so ist, so hat dies seinen Grund darin, daß die Natur uns Gefühle, die Erziehung Vorurtheile und unser Egoismus Interessen gibt. Unser Leben ist dann weiter nichts anderes als ein Kampf mit all diesem. Während des Verlaufs dieses Kampfes gelangt die Seele zu höherer Entwickelung und verlangt größere Gegenstände für ihr Interesse als in der Jugend."

„Dem mag so sein; aber was Sie Gefühl nennen und was ich dagegen Einbildung nenne, verschwindet inzwischen und läßt nur den kalten grübelnden Verstand

zurück, welcher dann die Seele beherrscht. Wir werden klug und egoistisch; wir werden glücklich."

Der Tanz war zu Ende. Estelle nahm Wilhelm's Arm, um sich von ihm nach ihrem Platz zurückführen zu lassen. Unterwegs sagte er:

„Auch diese Behauptung wage ich zu bestreiten. Die Jugend ist die Zeit des Egoismus, und noch mehr, wir sind dann gar nicht fähig, jene starken und tiefen Gefühle zu fassen, welche in spätern Jahren unser Inneres erfüllen. Wir können weder mit Kraft hassen noch lieben."

„Haß und Liebe! Ach, mein Herr, was sind diese anders als große Namen für kleine Dinge!" rief Estelle lachend. „Dieselben gehören zu den Zierathen, womit die Menschen sich selbst zu blenden und andere zu verwirren suchen. Die Liebe ist eine Thorheit, eine Zerstreuung; in dem Alter, wo alles Neue fesselt, von allen unsern Verirrungen aber die erste, welche die Flucht ergreift und uns das demüthigende Bewußtsein zurückläßt, uns vor uns selbst lächerlich gemacht zu haben."

„Kann aber wol ein Mensch, der geliebt hat, dadurch lächerlich werden?"

„Ja wohl, ungeheuer."

„Dann glauben Sie gar nicht einmal an die Liebe?"

„Mein Herr, lassen Sie mich nicht so niedrig von Ihnen denken, daß Sie dieser moralischen Kinderei etwas anderes als ein mitleidiges Lächeln schenken können."

„Ich bin sehr unglücklich, Madame, denn ich muß Sie so niedrig von mir denken lassen. Ich hege aber nicht blos Glauben an dieses heiligste aller unserer Gefühle, sondern auch Achtung davor."

„Dann beklage ich Sie, Herr Baron", sagte Estelle leicht die Achseln zuckend. „Doch, da kommt ja der liebe Marquis!" setzte sie hinzu und drehte ihr bezauberndes Antlitz nach St.-Sue herum, welcher eben auf sie zukam. „Denken Sie sich, Marquis", rief sie ihm entgegen,

„der Baron will mir weiß machen, daß er noch an die Liebe glaube."

„Madame, Sie müssen von dem, was er sagt, stets das Gegentheil glauben."

„Ich bitte um Entschuldigung, Marquis; Sie haben aber unrecht. Meine Lippen gerathen nie in Widerspruch mit meinen Gedanken, sehr oft aber bleiben sie stumm", antwortete Wilhelm mit gewissem Nachdruck.

Nachdem Estelle wieder auf dem Divan Platz genommen, zog Wilhelm sich auf die Seite.

Unser Held verschwand in dem Menschengewimmel. Er fühlte das Bedürfniß, einen Augenblick lang ungestört seine Gedanken zu sammeln.

Er, dieser stolze und ehrgeizige Wilhelm, welcher während der letztvergangenen Jahre nur ein Ziel, nur ein Bestreben für seine Wünsche gehabt, nämlich Ehre und Auszeichnung; er, der die Frauen mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachtet und seit seiner Rückkehr aus Frankreich für ihre Reize gänzlich unempfindlich gewesen, fühlte jetzt seine Seele wieder von allen jenen Gefühlen ergriffen, von welchen sie früher beherrscht worden.

Die Wiederbegegnung mit Estelle hatte ihn zu allen jenen Vorfällen zurückgeführt, die sich vor neun Jahren ereignet hatten. Es war dadurch gleichzeitig in ihm die Erinnerung an Lucie wieder belebt, der Eindruck ihres bisjetzt unvergeßlichen Bildes aber auch zugleich geschwächt worden.

Wilhelm fühlte, daß Estellens Macht über ihn gefährlich werden könnte, und dennoch, wie ganz anders war sie als früher!

Damals hatte Wilhelm blos einen Wunsch, sie zu sehen und bei ihr zu sein. Jetzt dagegen rief eine innere Stimme ihm zu: Fliehe!

Fliehe! Gibt es wol irgendeine Gefahr, die man nicht bekämpfen sollte? Wilhelm's unbeugsame Widerstandslust verachtete alle Warnungen der Vernunft. Der

dreißigjährige Kapitän hielt sich für hinreichend alt und charakterfest, um gegen jede Versuchung und Schwäche mit Erfolg kämpfen zu können.

Wir überlassen es inzwischen unserm Helden, auf eigene Faust sich über sein Inneres klar zu werden zu suchen, wobei er von der ganz falschen Voraussetzung ausging, daß weder Ereignisse noch Leidenschaft im Stande wären, ihn weiter zu führen als er wollte.

Das Unglück stolzer Menschen ist ihr Vertrauen auf die eigene Kraft, das Unglück der Bescheidenen ihr Mangel an diesem Vertrauen. Wilhelm gehörte nicht zu den letztern.

Zweites Kapitel.

Nachdem Wilhelm verschwunden war, setzte St.-Sue sich neben Estelle und sagte mit feinem Lächeln:

„Unser Zusammentreffen hier in Schweden ist mir etwas vollständig Unerwartetes. Welche seltsame Schicksalsfügung hat Sie hierhergeführt?"

„Mein Hang zur Veränderung", antwortete Estelle.

„Also eine Laune?"

„Ja, Marquis, ich bin reich und unabhängig genug, um launenhaft sein zu können. Wenn man unter Westindiens Himmel geglüht und gebrannt hat, kommt man nach dem Norden, um das Lob des Verstandes zu preisen. Dort, jenseit des Oceans, betet man das Vergnügen und die Liebe an, hier beugt man das Knie vor dem Nutzen und der Entbehrung."

„Und in Frankreich, was betet man dort an?"

„Den Reiz des Leichtsinns, die Macht des Augenblicks, die Eingebung der Launen. Aber, Marquis, erlauben Sie mir ebenfalls zu fragen: Was hat Sie hierhergeführt?"

„Dasselbe, wovon Sie sich haben führen lassen, Madame, eine Laune."

„Dann gehorchen wir also einem und demselben Beweggrunde."

„Wenn Sie wollen, daß ich auf Ihre Worte antworte, dann sage ich Ja. Aber Sie erinnern sich vielleicht, daß ich weniger auf das zu antworten pflege, was man sagt, als vielmehr auf das, was man denkt. Madame, ich habe mich die Kunst gelehrt, mit den Augen zu hören, und deshalb muß ich Nein antworten.

„Aber Sie gaben ja zu, daß eine Laune Sie hierhergeführt habe?"

„Ich machte es wie Sie, Madame."

„Und ich habe es jetzt gemacht wie Sie, ich habe mit den Augen gehört."

„Erlauben Sie mir, zu behaupten, daß Sie diese Art und Weise, zu hören, nicht recht verstehen."

„Die Zukunft wird es lehren."

Der Marquis lächelte und verbeugte sich flüchtig, als ob er damit sagen wollte, die Artigkeit verwehre ihm, ihr zu widersprechen, aber dennoch zweifle er.

„Die Jahre haben keine sonderliche Veränderung an dem Baron Stjernkrona bewirkt", sagte Estelle gleichgültig.

„Nicht einmal in Bezug auf sein Aeußeres", antwortete St.-Sue. „Er ist womöglich ein noch schönerer Mann, als da er vor sieben Jahren Frankreich verließ."

„Ich glaube wirklich, Sie haben recht. Aber wer ist diese häßliche Figur, die uns da betrachtet?"

„Ein gewisser Lieutenant Cellner."

„Der Mensch sieht sehr unangenehm aus. Da kommt der französische Gesandte, mein Cousin."

„Da wir von Cousinen und Verwandten sprechen, so fällt mir ein, daß ich Sie von einem nahen Anverwandten von Ihnen grüßen kann, Madame."

Der Marquis heftete die Augen auf Estelle.

„Wirklich! Ich verließ aber doch Frankreich später als Sie und folglich —"

„Glauben Sie, ich hätte Ihnen keinen Gruß zu bringen. Madame, ein großer Denker hat gesagt: «Der Glaube ist eine erhabene Unwissenheit.»"

„Und gleichwol ein Wissen, welches sicherer ist als jedes andere, denn es fängt mit Glauben an, während das andere mit Zweifeln endet. Lassen Sie nun hören, von wem Sie mich zu grüßen beabsichtigten."

„Von dem Vicomte von Outrouville."

„Ach, Marquis, mit dem bin ich später zusammengekommen als Sie."

„Das wundert mich."

„Sie scherzen wol? Sie lassen sich ja sonst durch nichts in Verwunderung setzen."

„Allerdings, wenigstens durch nichts, was von Ihnen kommt, Madame."

„Das wollen wir uns merken", entgegnete Estelle lachend. „Nun, sind der Vicomte und Sie immer noch so feindselig gegeneinander wie sonst?"

„Mehr als je! Sie wissen, Madame, daß ich meine Gefühle und Ansichten niemals wechsele."

„Wo begegneten Sie ihm?"

„In Finnland."

„Mein Gott! Was hat er denn dort zu thun?"

„Wenn er Ihnen das nicht gesagt hat, Madame, so hat er es mir noch viel weniger anvertraut."

„Sie wissen wol, Marquis, daß er und ich uns nichts gegenseitig anvertrauen."

„Ja, das weiß ich", antwortete St.-Sue lächelnd. „Darf ich fragen, wo Sie den Vicomte zum letzten mal sahen?"

„In Petersburg."

Estelle wendete sich, nachdem sie dies gesagt, zu dem französischen Gesandten. Der Marquis verließ sie, um Wilhelm aufzusuchen, ward aber in diesem seinen schönen Vorsatz von Cellner gestört, der auf ihn zukam und sagte:

„Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, Marquis.“

„Ach, mein Herr, Sie überraschen mich“, antwortete St.=Sue beinahe spottend. „Was für eine denn, wenn ich fragen darf?“

„Daß Sie mich der Gräfin von Estrier vorstellen.“

„Das ist ein Wunsch, den ich gern erfülle. Wenn es eine Gefälligkeit ist, so ist es gerade eine solche, welche ich Ihnen mit dem größten Vergnügen erzeige.“

Einen Augenblick später stand St.=Sue nebst Cellner wieder an Estellens Seite.

„Madame“, sagte er, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Lieutenant Cellner vorstelle.“

Estelle neigte das Haupt mit einem Blick, welcher zu fragen schien, warum St.=Sue ihr diesen Menschen vorstellte.

St.=Sue, welcher die durchaus nicht ermunternde Weise, auf welche Estelle die höfliche Verbeugung des Lieutenants beantwortete, recht wohl bemerkte, fügte hinzu:

„Lieutenant Cellner ist so glücklich, Sie von dem Vicomte von Outrouville grüßen zu können, dessen Bekanntschaft er in Helsingfors gemacht hat. Der Lieutenant wünscht Ihnen zu erzählen, wie außerordentlich angenehm er den Vicomte gefunden hat.“

Cellner wechselte bei diesen Worten die Farbe.

St.=Sue sprach dieselben mit einem ihm eigenthümlichen Ton, welcher verrieth, daß selbst in den unschuldigsten seiner Worte eine versteckte Bedeutung lag.

Der Marquis lächelte über die Wirkung, welche seine Aeußerung that, und entfernte sich, um Wilhelm aufzusuchen. Endlich sah er, daß er eben tanzte.

Der Marquis zog sich in eine Fensterbrüstung zurück, um von hier aus zu beobachten, was vorging.

Er sah Wilhelm noch einmal mit Estelle tanzen. Er sah, daß die ganze Art und Weise der schönen West=

indierin gegen Stjernkrona verändert war; aber er besaß, wie er selbst sagte, die Fähigkeit, zu sehen, was in der verschlossenen Brust vorging, und er dachte:

„Er ist verloren. Mit seinem redlichen, arglosen Charakter wird er ganz bestimmt in die Schlinge fallen, welche sie ihm jetzt legt. Sie ist zu seinem Unglück geboren. Jetzt gibt es auch keine Lucie, welche wie ein rettender Engel dazwischentritt, um ihn der Gefahr zu entreißen. Indessen, noch lebt St.-Sue."

Am Abend, als Wilhelm und der Marquis nach Hause fuhren, sagte letzterer:

„Nun, lieber Freund, was sagen Sie zu der Ueberraschung?"

„Sie war förmlich betäubend", antwortete Wilhelm mit einem halben Lächeln.

„Ich für meinen Theil empfand ganz dasselbe Gefühl wie der alte Purvis, als er Sturm-Calle am Bord des Schiffs erblickte", sagte der Marquis lachend. „Fanden Sie die Gräfin noch immer so schön und anziehend, wie früher?"

„Noch ebenso wäre nicht richtig gesagt. Sie ist es auf andere Weise, oder vielmehr, ich betrachte sie jetzt mit andern Augen."

„Mit denen der Vernunft?"

„Das gerade nicht. Diese ist stets bereit, die Flucht zu ergreifen, sobald Estelle von Estrier auftritt; aber ich bin jetzt nicht mehr zwanzig Jahr, Marquis."

„Nein, Sie sind dreißig; Sie haben dies schon einmal vorher gesagt. Desto schlimmer."

„Desto besser, wollen Sie wol sagen, denn mit zwanzig Jahren führt die Phantasie das Wort und will gern unumschränkte Herrscherin der Gedanken, Gefühle und Eindrücke sein."

„Und mit dreißig Jahren sind Phantasie und Vernunft miteinander in Streit gerathen. Sie sind Feinde

geworden und können unmöglich zusammen, sondern nur eins auf des andern Kosten leben."

„Möge dem so sein; aus dem Kampf aber muß unbedingt für irgendeine Seite der Sieg hervorgehen."

„Nicht allemal. Es kann sehr leicht geschehen, daß mittlerweile eine dritte Kraft heranwächst und sich zum Herrn der beiden Kämpfenden macht."

„Und was für eine Kraft wäre das?"

„Eine, die Ihnen bisjetzt fremd gewesen, die der Leidenschaft."

„Marquis, dieser fröhnte ich bei meiner ersten Begegnung mit Estelle hinreichend, um nun —"

„Ihr Sklave zu werden!"

Der Wagen hielt vor der Thür des Marquis, und dieser wünschte Wilhelm Gute Nacht.

Drittes Kapitel.

Es vergingen einige Wochen, während welcher in den höhern Gesellschaftskreisen der Hauptstadt ein Fest dicht auf das andere folgte.

Nach dem glänzenden Ball bei dem Grafen A. kamen eine ganze Reihe andere Zerstreuungen.

Wilhelm und St.-Sue, die sowol durch ihre Geburt als durch ihre Bildung diesen Gesellschaftskreisen angehörten, und dabei ein paar sehr beliebte und gesuchte junge Männer waren, spielten natürlich bei diesen Lustbarkeiten eine hervorragende Rolle.

Ueberall, wo sie erschienen, trafen sie mit der Gräfin von Estrier zusammen.

Diese war der Gegenstand, um welche sich nicht blos jede Conversation, sondern auch jedes Interesse drehte. Alle priesen und fetirten die „schöne französische Indierin". Die Herren schenkten ihr allgemein ihre ungetheilte Bewunderung.

Genug, Estellens Auftreten in der schwedischen Hauptstadt war nur eine Fortsetzung der Triumphe, welche sie überall gefeiert, wo sie sich gezeigt.

Dennoch aber schien sie für ihre eigene Person an

den Huldigungen, die sie erntete, nicht mehr so großen Gefallen zu finden wie früher. Ihr ganzes Wesen verrieth, daß sie kein großes Gewicht auf den Weihrauch legte, den man ihrer Schönheit und Anmuth streuete. Sie hatte die Werthlosigkeit desselben hinreichend kennen gelernt.

Wilhelm erhielt Gelegenheit, sie immer wieder zu sehen. Er brachte ganze Stunden im Gespräch mit ihr zu, aber ohne sich rühmen zu können, daß sie ihm einen eigentlichen Vorzug einräumte. Allerdings behauptete man allgemein, daß er von allen ihren Cavalieren der begünstigtste sei; aber diese Behauptung hatte ihren Grund blos in dem Neid derer, welche von ihr nicht beachtet wurden.

Drei Wochen nach Estellens erstem Auftreten wollte der französische Gesandte eine größere Soirée geben. Wilhelm und St.-Sue waren zu derselben ebenfalls eingeladen.

An demselben Tage, wo die Soirée stattfinden sollte, machte St.-Sue bei Frau von Estrier seinen ersten Besuch.

Sie bewohnte eine Etage in demselben Hause, in welchem der französische Gesandte wohnte.

Ein schwarzer Diener öffnete und meldete den Marquis bei der Gräfin an.

Als St.-Sue in ein kleines bezauberndes Cabinet, wo Estelle sich befand, eingelassen ward, erblickte er flüchtig die alte Nizama, seine frühere Krankenwärterin, welche in demselben Augenblick das Zimmer verließ.

„Sie hat also ihre Sklaven von St.-Vincent mitgebracht, um auch hier willige Werkzeuge zu haben", dachte St.-Sue, während er Estelle begrüßte.

„Ah, Marquis, haben Sie sich endlich entschlossen, mir einen Besuch zu machen?" rief Estelle.

„Was wollen Sie, daß ich thue, Madame? Wenn

das Unglück mich nicht aufsucht, so muß ich es aufsuchen."

„Sie sagen mir eine große Artigkeit, Marquis, wenn Sie mich Ihr Unglück nennen."

„Wenn dem so ist, so ist es gegen meinen Willen geschehen", antwortete St.-Sue lächelnd; „denn ich sprach nicht von meinem Unglück, sondern vom Unglück im allgemeinen."

„Dann betrachten Sie mich also als ein allgemeines Unglück?"

„Ja, Madame."

„Erklären Sie sich deutlicher. Ich bin heute aufgelegt, mich durch Ihre Sottisen amusiren zu lassen."

„Welche Güte!"

Der Marquis warf einen anscheinend gleichgültigen Blick im Zimmer umher. Seine Augen verweilten einige Augenblicke auf einer Visitenkarte, die auf dem Tische lag.

„Das ist seine Karte", dachte St.-Sue. „Gut, dann wird das Scharmützel um so lebhafter."

Laut setzte er dann hinzu:

„Gleichwol wage ich zu versichern, daß Sie unrecht haben, wenn Sie behaupten, meine Sottisen amusirten Sie. Ich gestatte mir niemals, dergleichen einer Dame zu sagen. Uebrigens habe ich mir auch heute vorgenommen, sehr verständig zu sprechen."

„Dann geschieht es blos der Sonderbarkeit wegen", fiel Estelle lachend ein.

„Dämon, du glaubst zu triumphiren", dachte St.-Sue. Laut sagte er dann:

„Madame, Sie verkennen mich. Sie wissen besser als irgendjemand, daß ich mir nicht den Verstand rauben lasse."

Estellens Augenbrauen zuckten ein wenig, sie antwortete aber gleichwol in demselben scherzenden Tone:

„Es mag sein, daß Sie auf Ihre eigene Rechnung

etwas von dieser Waare besitzen, in Ihrem Gespräch aber machen Sie wenigstens keinen Gebrauch davon. Ich bin daher sehr neugierig zu hören, wie Ihr Verstand sich in Worten ausnimmt."

„Ach, Madame, erlauben Sie, daß er im Gedanken liegen bleiben darf, und daß die Worte blos dazu dienen, ihn zu bemänteln."

„Wenn ich Ihnen diese Erlaubniß auch nicht gäbe, so würden Sie dennoch Ihrer Gewohnheit treu bleiben und in Räthseln sprechen."

St.-Sue verneigte sich.

„Geben Sie mir das Recht, das Thema unserer räthselhaft verständigen Conversation zu wählen?" fragte Estelle.

„Mit dem größten Vergnügen."

„Nun dann wollen wir etwas recht Triviales nehmen, zum Beispiel unsern Nächsten zu verleumden suchen."

„Madame, das Sprichwort sagt: «Der, welcher im Schlafe verleumdet, wacht selbst geschmähet auf.» Ich fürchte den Morgen!"

„Das ist schade, denn während wir andere getadelt, hätten wir Gelegenheit bekommen, einander selbst eine Menge Wahrheiten zu sagen."

„Ich bin viel zu vorsichtig, als daß ich mit einer Dame die Wahrheit sprechen sollte. Sie würden dann möglicherweise in meinen Gedanken lesen."

„Marquis, diese Kunst ist nicht so schwer als Sie sich einbilden, denn wie geschickt Sie auch sind, ist es Ihnen gleichwol nicht gelungen, dies vollkommen zu maskiren."

„Wenn dem so ist, Madame, so begnügen sich Ihre Augen nicht damit, schön zu sein, sondern sie sind auch furchtbar. Sie sind sonach meine Meisterin, und ich stehe hinfort davon ab, meine Gedanken bemänteln zu wollen. Ich werde die Aufrichtigkeit selbst sein."

„Wirklich!" rief Estelle lachend. „Das soll heißen, Sie werden glauben, ich besitze eine ebenso große Divinationsgabe wie Sie selbst."

„Madame, ich habe mir niemals erlaubt, etwas zu errathen. Ich warte stets, bis man eine Sache klar zu machen sucht, denn dann wird sie erst recht dunkel."

„Wissen Sie, was Sie eigentlich jetzt gesagt haben?" fragte Estelle. „Nichts anders als daß Ihrer Ansicht nach Ihr Inneres in ein vollkommenes Dunkel gehüllt ist."

„Mein Leben und meine Geschichte sind klar wie der Tag."

„Aber Ihr Gedankengang ist dunkel wie die Nacht. Apropos, gedenken Sie die Soirée unsers Gesandten zu besuchen?"

„Madame, Sie werden ja dort sein! Wie wäre es da möglich, daß ich wegbliebe? Doch dies war es nicht, was Sie wissen wollten, und deshalb setze ich hinzu: Es gibt andere, welche nicht die Absicht haben, hinzugehen."

„Was hält sie davon zurück?"

„Mangel an Muth, sich bloßzustellen."

„Dann wird der Gesandte also einen und den andern ausgezeichneten Gast vermissen?"

„Ich ahne es."

„Ahnungen täuschen zuweilen. Wie befindet sich der Baron Stjernkrona?"

„Wohl, vermuthe ich, nachdem er Ihnen heute seinen Besuch gemacht hat. Sie thun sehr unrecht, wenn Sie sich für ihn interessiren. Es heißt dies, Güte an einen Undankbaren verschwenden."

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung und überlasse den Baron auch seinem Schicksal."

„Und dieses Schicksal ist, in der Erinnerung zu leben. Der Zufall, das Schicksal oder Gott, was Sie nun wollen, führte ihm Lucie von Outrouville in den Weg.

Die Erinnerung an sie macht ihn unzugänglich für alle andern Eindrücke, als —"

„Die des Ehrgeizes", fiel Estelle ein. „Aber, Marquis, warum sagen Sie dies alles mir?"

„Das weiß ich fürwahr selbst nicht, Madame; vielleicht aber wissen Sie es? Ich denke mir es blos unmöglich, eine Dame wie Fräulein von Outrouville vergessen zu können."

Estelle schüttelte mit einer Miene von Ungeduld den Kopf und sagte:

„Ich erkenne keine Unmöglichkeiten an, im Gegentheil weiß ich, daß das Menschenherz eine große Fähigkeit zu vergessen besitzt. Sie behaupten also, daß Stjernkrona heute Abend nicht zu dem Gesandten kommt?"

„Ich behaupte niemals etwas. Ich hege blos die Ueberzeugung, daß er dort nicht sichtbar sein wird."

„Woraus schöpfen Sie diese Ueberzeugung?"

„Aus seinen eigenen Worten. Er hat bestimmt erklärt, daß er keine Lust verspüre, diese Soirée zu besuchen."

„Wir werden sehen. Bemerken Sie wohl, ich wünsche, daß er sich anders besinne."

„Gott und die Frauen sind allmächtig", antwortete St.-Sue lächelnd. Dann erhob er sich, um Abschied zu nehmen.

„Sie sagen dies, als ob Sie Gott und den Frauen mistrauten."

„Madame, wenn ich in diesem Fall ungläubig bin, so hege ich doch dagegen den Glauben, daß Sie Stjernkrona's unglückliches Schicksal sind", sagte St.-Sue in ernstem Tone. „Mögen Sie nun von Liebe oder Haß geleitet werden, so sind Sie jedenfalls das Werkzeug, dessen das Schicksal sich bedient, um seinen Frieden zu zertrümmern, sein Leben zu zerstören, und demselben eine unheilvolle Richtung zu geben."

„So—o!" entgegnete Estelle, indem sie mit den

Spitzen ihrer Manschette spielte. „Was wissen Sie aber eigentlich von mir und meinem Einfluß auf die Personen, die ich hasse oder liebe?"

„Wenigstens genug, um klar einzusehen, daß Ihr Haß Ihrer Liebe vorzuziehen ist. Sie können nicht lieben, Madame."

„Wirklich nicht?" rief Estelle mit funkelnden Augen.

„Nein! Ihr Zorn soll mich nicht abschrecken, meine Ueberzeugung auszusprechen. Sie verstehen nicht, daß die Liebe etwas weit größeres ist als der Gewinn des Augenblicks, da der, welcher liebt, nicht wie ein wilder Sirocco das Leben dessen, welcher der Gegenstand dieser Liebe ist, verheeren und zerstören darf. Sie lieben um Ihrer selbst willen, und der, welchen Sie lieben, ist blos ein Werkzeug zur Befriedigung Ihrer Launen."

„Marquis, Sie vergessen sich."

„Ja, Sie haben recht, Madame; man vergißt sich allemal, wenn man sich mit der Moral befaßt. Diese ist einfach und naiv wie ein Kindermärchen und muß daher von jedem begriffen werden, der sie verstehen will. Dem dagegen, der dies nicht will, lohnt es nicht der Mühe, sie zu predigen."

„Sehr wahr, mein Herr. Man thut daher stets unrecht daran, wenn man sich zum Richter über andere aufwirft. Der scharfsinnigste Verstand läuft dann Gefahr, einen Fehlgriff zu begehen. Jetzt, Marquis, müssen Sie mich verlassen. Ich muß Toilette zu einer Promenade mit der Gräfin A. machen. Bei dem Gesandten sehen wir uns wieder. Grüßen Sie Ihren Freund, den Baron, und sagen Sie ihm, daß ich heute Abend auf ihn rechne.

„Dann werden Sie sich wol verrechnen, Madame", sagte St.-Sue und nahm Abschied.

„Wir wollen sehen!" antwortete Estelle mit bezaubernden, schelmischem Kopfnicken.

Als St.-Sue fort war, warf sie sich wieder auf das Sofa zurück.

Die lächelnde Miene war verschwunden. Eine ganze Welt von aufrührerischen Gefühlen spiegelte sich in diesem Antlitz, welches den Augenblick vorher so sorglos und heiter aussah.

Estelle drückte beide Hände auf die unruhig keuchende Brust, und stammelte mit einem Ausdruck, welcher den höchsten Grad von Schmerz zu verrathen schien:

„Mit dem Verlust der Jugend, der Schönheit und des Reichthums möchte ich von diesem Gefühl loskaufen, welches mein ganzes Innere verzehrt. Ich weiß selbst nicht mehr, ob es Liebe oder Haß ist, was ich empfinde. Wenn ich ihn nicht sehe, sondern blos die Tiefe meiner Leiden ermesse, die Zahl der Martern berechne, welche während dieser langen Jahre mir das Herz zerrissen haben, dann — dann —“

Sie faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und brach in ungestümes krampfhaftes Weinen aus.

Viertes Kapitel.

Der Marquis war inzwischen von Estelle direct zu Wilhelm gegangen.

„Es ist ein Glück, lieber Baron, daß ich Sie zu Hause antreffe, weil ich zu wissen wünsche, ob Sie die Absicht haben, heute Abend die Gesellschaft beim französischen Gesandten zu besuchen."

„Marquis, ich habe ja schon erklärt, daß ich nicht hingehe", antwortete Wilhelm.

„Allerdings; aber Sie hätten sich ja anders besinnen können."

„Einem einmal gefaßten Entschluß werde ich nie untreu", entgegnete Wilhelm lächelnd. „Soviel sollten Sie von meinem Charakter doch wol wissen."

„Bah! Was hat der Charakter mit solchen Lapalien wie eine Soirée zu thun?"

„Wollen Sie mir sagen, Marquis, weshalb Sie ein gewisses Gewicht auf mein Wegbleiben legen?" fragte Wilhelm und heftete seine fragenden Augen auf den Marquis.

„Mit der größten Bereitwilligkeit. Wenn Sie die Soirée des Gesandten nicht besuchen, so muß ich mich

darüber wundern, weil ich Frau von Estrier bei dem Minister X. sagen hörte, daß sie darauf rechnete, Sie dort zu treffen."

„So, und dann?" fragte Wilhelm, indem er den Marquis mit festem Blick anschaute.

„Sie dagegen sagten, als wir das Haus des Ministers verließen, Sie würden der Soirée nicht beiwohnen."

„Das ist wahr."

„Und gleichwol fand ich heute Ihre Karte bei Frau von Estrier."

„Was hat dies aber damit zu schaffen?"

„O sehr viel. Sie haben einmal erklärt, daß Sie nicht die Absicht hätten, ihr einen Besuch zu machen."

„Da haben Sie recht; aber ich that dies in der Hoffnung, Gelegenheit zu bekommen, ihr selbst zu sagen, daß ich ihren Wunsch in Bezug auf die Soirée nicht erfüllen könnte."

„Also können Sie einem von ihr ausgesprochenen Wunsche widerstehen? Und was noch mehr ist, Sie wagten, sich ihrer Ueberredungsgabe bloßzustellen? Dann besitzen Sie wirklich einen starken Glauben an Ihre eigene Standhaftigkeit", sagte St.-Sue, indem er lächelnd Wilhelm ansah, der bei dieser Frage mit der Hand sich über die Stirn fuhr. „Ihr Benehmen hat mir sonst keine gerade sehr hohe Meinung davon beigebracht."

„Sie haben recht, St.-Sue. Ich habe mich allerdings von der Gewalt, welche die Gräfin wieder auf mich ausgeübt, so beherrschen lassen, daß ich als ein gehorsamer Sklave meiner Eindrücke erscheinen muß, aber nun ist es aus damit. Der Zauber soll und muß gebrochen werden. Ich muß wissen, ob dieses Weib ein Engel oder ein Dämon ist."

„Ach, lieber Freund, diese Kenntniß zu erlangen, wird Ihnen niemals gelingen", versicherte St.-Sue.

„Nun dann bleibt mir weiter nichts übrig, als sie zu fliehen. Sie wirkt so lähmend auf alle andern

Interessen ein, und absorbirt alle meine Gedanken in einem solchen Grade, daß sie mich in einen elenden Schwächling verwandelt, der gänzlich von dieser geheimnißvollen und unerklärlichen Gewalt beherrscht wird."

„Das ist alles ganz schön, lieber Freund; ich fürchte aber, daß ihre guten Vorsätze bei dem ersten Lächeln der schönen Lippen völlig in den Hintergrund treten."

„Ihre Furcht ist unbegründet, St.-Sue. Einen Beweis davon, daß ich nicht so schwach bin wie Sie glauben, haben Sie darin, daß ich ungeachtet des ausgesprochenen Wunsches der Gräfin gleichwol heute Abend nicht bei dem Gesandten sein werde."

„Sind Sie Ihrer aber auch wirklich so ganz sicher, daß Sie nicht doch noch etwa beschließen hinzugehen?"

„Ja wohl, und zwar so vollkommen, daß ich Ihnen hiermit auf mein Ehrenwort verspreche, mich durch nichts dazu bestimmen zu lassen."

Wilhelm reichte, indem er dies sagte, St.-Sue die Hand und setzte hinzu:

„Wenn ich jetzt dem Zufall, welcher Estelle mir wieder in den Weg geführt hat, erlaubte, mich zu beherrschen, dann wäre es ja nicht mein Charakter, mein Wille, und ich selbst, was mein Schicksal bestimmte, sondern die Einwirkung anderer auf meine Seele, sodaß ich der Bahn, welche ich betreten, und auf welcher ich dem Vaterland zu nützen und meinen Namen in der Geschichte berühmt zu machen hoffe, völlig untreu würde. Nein, St.-Sue, ich bin jetzt kein zwanzigjähriger Jüngling, welcher unbedingt sich von den Frauen und den Leidenschaften von dem Ziel abwendig machen läßt, welches er sich gesteckt, oder der Richtung, welche seinem Entschlusse gemäß sein Schicksal nehmen soll."

„Ach, lieber Freund, die meisten großen Vorsätze haben das gegen sich, daß sie auf dem Ocean der Ereignisse Schiffbruch leiden. Das Leben findet Vergnügen daran, mit ihnen und uns zu spielen."

Ein Diener trat ein und brachte ein äußerst elegantes Billet.

Viele, viele Jahre waren vergangen, seitdem Wilhelm einen Brief von derselben Hand empfangen; wäre die Zeit aber auch eine doppelt so lange gewesen, so würde er dennoch die Handschrift wiedererkannt haben. Eine dunkle Röthe flog über seine Stirn, als er das Billet erbrach.

St.-Sue trat an ein Fenster und schaute auf die Straße hinaus, während er eine beliebte Opernmelodie pfiff und eine ganz gleichgültige Miene annahm.

Als Wilhelm den Brief wieder zusammenbrach, drehte sich der Marquis nach ihm herum und sagte:

„Nun, lieber Baron, wollen Sie vielleicht Ihr Versprechen in Bezug auf heute Abend zurückhaben?"

„Ich verlange ein Versprechen niemals zurück, Marquis", antwortete Wilhelm kalt.

St.-Sue nahm Abschied. Während er die Treppe hinunterging, dachte er:

„Der Stolz führt zuweilen sehr schöne Resultate herbei. So zum Beispiel hinderte er Stjernkrona, sein Wort zurückzunehmen, obschon er von Herzen und Seele wünschte, es niemals gegeben zu haben. Frau von Estrier, Sie werden heute Abend erfahren, daß nicht alles Ihrem Willen sich beugt! Machen Sie den Baron wirklich noch unglücklich, so soll es wenigstens nicht geschehen, ohne daß ich alles gethan habe, um ihn zu retten. Ihr Sieg soll ein theuer erkaufter werden!"

Fünftes Kapitel.

Das Billet, welches Wilhelm erhalten, war wirklich von Estelle, und lautete:

„Man hat mir gesagt, daß Sie die Soirée des Gesandten nicht zu besuchen gedenken. Dies würde mich sehr schmerzen. Estelle von Estrier bittet Sie, Ihr die Freude, Ihnen dort zu begegnen, nicht zu rauben.

„Werden Sie mich vergebens bitten lassen? Das wäre eine Beleidigung. Es würde mir schwer werden, zu vergessen, selbst wenn ich Ihnen verzeihen könnte. Der heutige Abend wird zeigen, wie wenig oder wie viel Sie mir von Ihrer Achtung schenken.

Estelle von Estrier."

Es läßt sich nicht leugnen, daß Wilhelm's Stellung eine sehr unangenehme war. Er wollte sein dem Marquis gegebenes Wort nicht brechen, und sich nicht den satirischen Scherzen desselben über seine Schwäche bloßstellen; noch weniger aber wollte er Estelle auch nur einen Schimmer von etwas zeigen, das wie Geringschätzung aussah.

Nachdem er noch eine lange Weile in seinem Zimmer auf- und abgeschritten war, und sich über den Einfall geärgert, der ihn bewogen, von der Soirée wegzubleiben, setzte er sich nieder und schrieb folgenden Brief, den ersten, den er je an sie geschrieben:

„Madame! Die Kundgebung Ihres Willens wäre für mich genug gewesen, um demselben sofort nachzukommen. Jetzt aber stellen Sie eine Bitte an mich. Verstehen Sie, was es heißen will, wenn Sie bitten? Sie begreifen, Madame, daß ich für dieses Glück mein Leben zu opfern bereit wäre, und gleichwol — werde ich mich heute Abend nicht einfinden! Ein Versprechen bindet mich. Ich nehme ein gegebenes Wort niemals zurück, und bitte Sie daher auf meinen Knien, mir mein Ausbleiben zu verzeihen.

„Wenn Ihr Brief nicht zugleich mein Herz mit Freude erfüllt hätte, so würde ich über meine Lage geradezu in Verzweiflung gerathen. So aber kann ich dies nicht; denn vor meiner Seele steht blos eins klar, nämlich das, daß Sie noch Wohlwollen genug gegen mich hegen, um meine Gegenwart da zu wünschen, wo Sie sind.

„Diese Gewißheit könnte mich als Sterbenden dem Leben wiederschenken, und als elendesten Bettler reich und beneidenswerther machen als den mächtigsten Fürsten.

„Ich hoffe, morgen Ihnen meine unfreiwillige Sünde abbitten und Ihnen dann sagen zu können, wie ich nicht geglaubt, daß meiner Brust noch einmal das Wonnegefühl beschieden sein könne, von welchem sie jetzt erfüllt ist. Sie haben, Madame, durch einige Zeilen das Leben wieder in Rosenroth und Gold gekleidet. Werde ich vielleicht meine kurze Wonne durch Ihr Misvergnügen büßen? In diesem Falle müßte ich sie mit dem einzigen Unglück bezahlen, welches ich nunmehr fürchte.

„Ihr ehrerbietiger, gehorsamer Diener

Wilhelm Stjernkrona."

Der Tag verging wie alle andern Tage; in Wilhelm's Innern aber war eine förmliche Revolution vor sich gegangen. Alle großen und schönen Vorsätze waren hinweggeweht. Alle Gedanken und Interessen drehten sich ausschließlich um Estelle.

Zum ersten mal, seitdem das Schicksal sie wieder zusammengeführt, stand sie vor seiner Seele als frei und unabhängig, mit dem Recht, ihre Hand und ihr Herz dem zu schenken, welchem es ihr gefiel.

Wilhelm fragte sich selbst, warum er eigentlich dem Gefühl entgegenarbeitete, welches ihn mit aller Macht zu Estelle hinzog, da es ja niemand gab, welchem er dadurch zu nahe getreten wäre. Das Glück, ihr Herz zu gewinnen, machte ja immer die höchste Wonne aus, die er sich wünschen konnte.

Bisjetzt hatte Wilhelm den Reiz von Estellens Nähe ungehindert auf sich einwirken lassen, und als diese wie ein Zauber seinen Verstand umflorte, suchte er ihr zu entfliehen. Er wollte einer Schwäche entrinnen, die, wie er glaubte, seiner und des Zieles, für welches er zu leben beschlossen, unwürdig war.

Dabei hatte Wilhelm zugleich Estelle als etwas betrachtet, wozu seine Wünsche sich nicht versteigen dürften. Oft, wenn er sein Herz von den heißen und mächtigen Gefühlen ergriffen gefühlt, die ihn immer mehr und mehr an Estelle fesselten, kam es ihm vor, als ob Luciens Bild warnend zwischen ihn und Estelle träte, und in seiner Erinnerung klangen dann ihre Worte wieder:

„Du bestiehlst einen andern, wenn du Estellens Liebe zu gewinnen suchst."

Ehre und Rechtsgefühl empörten sich dann sogleich gegen eine Annäherung, welche sich Wilhelm früher nie als erlaubt gedacht hatte.

Jetzt aber war sie ja frei, und sie zu lieben, ihr sein Herz, sein Leben und seinen Namen zu bieten, war ihm erlaubt. Das schönste und bezauberndste Weib, welches

er jemals kennen gelernt, zu erobern, war ja jetzt etwas, wozu er volles Recht hatte. Wozu denn alle diese Verzichtleistungen, diese Furcht vor ihrer Macht, da ja gerade diese letztere das höchste Glück des Lebens für ihn barg?

Der Kampf der Vernunft und der Phantasie war zu Ende und, wie St.-Sue vorausgesetzt, eine andere Macht hatte die Herrschaft über die Seele erlangt.

Wilhelm brachte den ganzen Tag in sein Zimmer eingeschlossen zu, und schützte Unpäßlichkeit vor, um ungestört zu bleiben.

Der dreißigjährige Kapitän, Kammerherr und Ritter war während dieser Stunden nicht im geringsten klüger als der zwanzigjährige Jüngling gewesen war. Der Gedanke an ein Weib verscheuchte die Gedanken an die Ehre. Vor seinem Wunsche, dieses Weib zu seiner Herrscherin zu machen, traten alle andern Wünsche in den Hintergrund.

Das Menschenherz ist einer ewigen Ebbe und Flut von Begierden unterworfen. Estellens Brief glich einem Zauberstab, der in einem Nu alles in Wilhelm's Innerm umgestaltete, und das Leben mit allen seinen Verhältnissen in ein ganz anderes Licht stellte als früher.

Am Abend trat Wilhelm's Kammerdiener mit einem Billet ein. Wilhelm empfing es mit einer Bewegung, die viel zu ungeduldig war, um nicht zu verrathen, daß er schon auf den ersten Blick erkannte, von wem es war.

Wilhelm riß das Couvert auf und las:

„Ich gehe jetzt zur Soirée des Gesandten, kann mir aber immer noch nicht recht denken, daß ich Sie dort vermissen muß. Morgen, Baron Stjernkrona, ist ein Tag für Reminiscenzen. Gegen ein Uhr erwarte ich Sie.

„Leben Sie wohl bis dahin. Dies wünscht

Estelle von Estrier."

Sechstes Kapitel.

Zu der bestimmten Stunde am nächstfolgenden Tage klingelte es an der Vorzimmerthür der Gräfin von Estrier. Der schwarze Diener öffnete und ging dann, den Baron Stjernkrona anzumelden.

Estelle befand sich in demselben Cabinet, in welchem sie am Tage zuvor den Marquis empfangen. Gleichwol hatte in diesem Zimmer seitdem eine Veränderung stattgefunden.

Ueber dem Sofa, auf welchem Estelle saß, hing jetzt ein größeres Porträt, welches am Tage vorher noch nicht hier gehangen hatte.

Es stellte eine junge, ganz weißgekleidete Dame vor, mit einem Kranz weißer Blumen in dem dunkeln Haar. Das Gesicht hatte einen so anziehenden Ausdruck, daß man ihn, wenn der Blick einmal diesen jungfräulich holden und keuschen Zügen begegnet war, nie wieder vergessen konnte.

Estelle, welche, wie oben schon bemerkt worden, unter dem Gemälde Platz genommen, schien sowol in Bezug auf Tracht als Aussehen der Gegensatz des Bildes zu sein.

Sie trug ein schwarzes Seidenkleid. Das raben=

schwarze Haar war ohne Puder, und ihr Costüm verrieth die größte Einfachheit, ihr Gesicht den tiefsten Ernst, um nicht zu sagen Strenge. Gleichwol schimmerte dahinter die Unruhe hervor, welche sich in diesem lebhaften und beweglichen Gemüth regte.

Als der Diener die Thür öffnete, um Wilhelm eintreten zu lassen, schöpfte Estelle tief Athem und dachte:

„Jetzt oder nie wird der Sieg mein!"

Wilhelm trat mit der Hast ein, welche eine freudige Ungeduld zu erkennen gibt; aber schon bei dem ersten Tritt über die Schwelle blieb er stehen und rief:

„Lucie!"

Und unbeweglich haftete sein Blick auf dem Gemälde, welches über dem Sofa hing.

Sein freudestrahlendes Auge verdunkelte sich, ein Zug von unbeschreiblichem Schmerz spiegelte sich in seinem Gesicht, welches bleich war wie der Tod.

Einige Secunden lang betrachtete Estelle ihn, als ob sie mit ihren großen, schwarzen Augen in das Innerste seiner Seele dringen und darin die Antwort auf die Frage ihres Herzens lesen könnte.

Nach einer langen Weile erhob sie sich langsam, ging auf Wilhelm zu, zeigte auf das Gemälde und sagte mit bebender Stimme:

„«Ich werde sie immer lieben!» — «Ich kann sie niemals vergessen!» — «Nie werde ich mein Herz einer andern schenken!» — «Man liebt nur einmal in seinem Leben, wenn man Lucie von Outrouville geliebt hat!» — Ach, mein Herr, es sind nun neun Jahre, seitdem Sie im Fieberwahnsinn diese Worte flüsterten; aber diese neun Jahre sind nicht im Stande gewesen, mich sie vergessen zu lassen. Mit Flammenschrift stehen sie hier eingegraben" — Estelle drückte die Hand auf die Brust — „und weder Zeit noch Ewigkeit vermögen sie hinwegzutilgen."

Wilhelm's Blick wendete sich von dem Bildniß auf Estelle.

„Estelle", sagte er mit Wärme und Schmerz, indem er ihre Hand ergriff, „warum beschwören Sie diese Erinnerung herauf? Warum mischen Sie so viele bittere Erinnerungen in diesem Augenblick, welchen —"

„Ich Ihnen als eine Gabe aus der Vergangenheit schenkte", fiel Estelle ein.

Sie entzog ihm ihre Hand und setzte dann mit funkelnden Augen hinzu:

„Jener Vergangenheit, über welcher so viele furchtbare Erinnerungen schweben; jene Vergangenheit, wegen welcher Sie in so großer Schuld stehen, einer Schuld, die Sie bezahlen müssen, so wahr ein gerechter Gott im Himmel lebt."

Estelle zeigte auf das Gemälde, und setzte mit Anstrengung hinzu:

„Lucie ist es, von welcher Sie vor allen Dingen zu sprechen wünschen, nicht wahr?"

„Ja, von ihr!" rief Wilhelm, indem er wieder auf das Gemälde blickte. „O Lucie, du meiner Jugend schönstes Traumbild, warum mußte der Tod dich mir entreißen?"

„Deshalb, weil der Höchste ihr den Schmerz ersparen wollte, ein Spielball Ihrer Unbeständigkeit zu sein", fiel Estelle ein. Sie legte ihre Hand auf Wilhelm's Arm und setzte hinzu: „Vor der Todten können Sie keine Rechenschaft mehr ablegen, wohl aber vor der Lebenden. Sagen Sie, was soll ich von Ihnen denken?"

„Daß ich einmal Lucie anbetete, daß ich die Erinnerung an sie ewig anbeten werde", antwortete Wilhelm; „daß sie mein guter Genius während der Zeit war, wo jeder menschliche Wunsch mich an Sie fesselte. Wäre sie nicht gewesen, dann weiß Gott, was aus meiner Ehre und meinem Frieden geworden wäre; denn sie war es, die mich der Zaubermacht entriß, welche meine zügel-

losen Leidenschaften auf mich ausübten. Sie lehrte mich die Macht verehren, welche die Tugend besitzt. Luciens Werk ist es, Estelle, daß ich, ohne eins von uns beiden zu erniedrigen, heilig und ernst nach neunjähriger Trennung zu Ihnen sagen kann: Estelle, ich liebe dich! Heute begehre ich von dir die Liebe, die du mir einmal schenken wolltest. Jetzt bin ich derselben würdig; aber ich würde es nicht sein, wenn Lucie mich nicht vor dem Abgrund bewahrt hätte, in welchen ich nahe daran war, uns beide zu stürzen."

Wilhelm war vor Estellen niedergekniet. Ihre Hände in die seinen schließend, schaute er in ihr schönes Antlitz mit einem Blick empor, so warm und dennoch so tief ernst, daß sie in seinem Herzen zu lesen glaubte.

Schon vor einem Decennium hatte Estelle mit Fieberglut in den Adern und erfüllt von den heißen Leidenschaften ihres Stammes sich diesen Augenblick geträumt, aber ohne damals ihren Traum verwirklicht zu sehen. Neun lange Jahre hatte sie dann zu sich selbst gesagt:

„Mein Leben für die Worte: Ich liebe dich."

Nun waren sie ausgesprochen worden. Nun hatten seine Augen mit ihrem offenen, ehrlichen Blick dieselben bekräftigt, und dennoch — dennoch hatte Estelle sich diesen seligen Augenblick nicht so gedacht.

Es war ihr, als erbebte ihr Herz gleichzeitig von Glück und Kummer. Sie hätte den Herrn des Schicksals fragen mögen:

„Ist es das höchste Maß von Wonne oder Schmerz, was meine Brust erfüllt? Ich bin gleichzeitig so glücklich und dennoch so unglücklich!"

Ein leichter Schauer durchrieselte sie. Sie bückte sich zu Wilhelm nieder und flüsterte:

„Nun will ich sterben; nun habe ich nichts mehr zu wünschen oder zu hoffen."

Estelle weinte. . . . .

Als Wilhelm nach Verlauf einiger Stunden von ihr schied, glich er mehr einem Träumenden als einem Wachenden.

Man hätte ihn nun fragen sollen:

„Ist nicht das Weib das Schicksal des Mannes?"

Siebentes Kapitel.

Mag das Glück sein Füllhorn ausschütten, oder der Kummer seine Qualen zählen, so setzt die beschwingte Zeit dennoch ihren Flug immer weiter fort, ohne sich um Freude oder Kummer, um Wonne oder Qual zu kümmern. Sie läßt sich in ihrem rastlosen Laufe durch nichts hemmen.

Wochen vergingen schnell wie der Gedanke, Wochen von Seligkeit, von indischer Glut und nordischer Wonne.

Estelle glich der Sonne ihres Heimatlandes und strahlte, wie diese, gleich einem Meer von Feuer und Licht. Man konnte sagen, daß Glück und Freude aus jeder Faser ihres Antlitzes leuchteten. Die ganze Welt konnte dies in ihrem jetzt so liebenswürdigen und milden Wesen lesen.

Sogar ihre Kleidung sollte eine Veränderung erfahren. Man vermißte jetzt darin jene Ueberladung mit Juwelen und Schmuck, welche sie sonst liebte.

Sie war glücklich, denn sie ward geliebt; welches andern Schmuckes bedurfte sie jetzt noch?

St.-Sue hatte schon am Tage nach der Erklärung zwischen Estelle und Wilhelm das friedliche Gepräge

bemerkt, welches in den Mienen beider ruhte; dabei aber hatte der schlaue Franzose auch nicht mit einem Wort zu erkennen gegeben, was er entdeckt hatte.

Eine zweite Person, die man auch auf Estellens Wegen fand, und die alle Bewegungen derselben mit großer Hartnäckigkeit bewachte, war Cellner. Er suchte alles, was sie betraf und mit ihr zusammenhing, auszukundschaften.

Cellner hatte mehrmals an Wilhelm einige Fragen in Bezug auf Estelle und seine frühere Bekanntschaft mit derselben gerichtet, aber die sehr ungenügende Antwort erhalten, daß er, Wilhelm, Frau von Estrier während seines Aufenthalts in Brest kennen gelernt.

Etwas Näheres über diese Bekanntschaft zu erfahren, war Cellner nicht möglich gewesen. Er sah recht wohl ein, daß es vergeblich sein würde, sich mit Fragen hierüber an St.-Sue zu wenden. Deshalb mußte er sich bemühen, auf eigene Faust auszuforschen, was er so gern wissen wollte.

Ob Cellner ein wärmeres Interesse für Estelle hegte, lassen wir unentschieden. Wir wollen sogar behaupten, daß er zu einem solchen nicht fähig war. Estelle war aber reich, gehörte der höhern Gesellschaft an, und hatte Zutritt am Hofe und in allen übrigen vornehmen Kreisen. Mit kurzen Worten, sie war eine Person, durch welche man sein Glück machen, und alle jene Vorrechte gewinnen konnte, welche Cellner bisjetzt noch fehlten. Deshalb reizte sie seinen Eigennutz, und er beneidete einen jeden, den sie auszeichnete.

Cellner sah recht wohl ein, daß er in Bezug weder auf äußere noch innere Vorzüge einen Vergleich mit Wilhelm bestehen konnte, daß ein Wetteifern seinerseits mit diesem oder St.-Sue nicht blos fruchtlos, sondern auch lächerlich sein würde. Auch hatte er seine Hoffnungen und die Verwirklichung der Pläne, die er sowol

hinsichtlich Estellens als auch künftiger Auszeichnungen entworfen, auf ganz andere Grundlagen gebaut.

Es ward ihm nicht sehr schwer, die Veränderung zu bemerken, welche zwischen Estelle und Wilhelm vorgegangen war, besonders da letzterer fortwährend, und wo sie auch erscheinen mochte, an ihrer Seite war. Ueberdies war ihm bekannt, daß Wilhelm täglich seinen Besuch bei Frau von Estrier machte.

Eines Vormittags, während Estelle Wilhelm erwartete, meldete der Diener den Lieutenant Cellner.

Estelle runzelte die Stirn und sagte mismuthig:

„Ich empfange nicht."

„Madame, ich sagte dem Herrn auch, daß Sie ihn wahrscheinlich nicht empfangen würden; er antwortete aber, daß Sie dies ganz gewiß thun würden."

„Da irrt er sich", antwortete Estelle. „Welche Unverschämtheit! Ich kenne den Menschen ja kaum."

Pierre ging, kehrte aber sofort mit Cellner's Karte zurück, worauf die Worte geschrieben standen:

„Ein Auftrag von dem Vicomte von Outrouville nöthigt mich, zudringlich zu sein und Sie um eine Unterredung von einigen Minuten zu bitten."

„Laß den Lieutenant eintreten", befahl Estelle in einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß sie misvergnügt war.

Nach einer halbstündigen Unterredung mit Estelle entfernte Cellner sich wieder. An der Thür des Vorzimmers begegnete er Wilhelm, der nicht wenig überrascht war, ihn hier zu treffen. Cellner gerieth seinerseits in sichtliche Verlegenheit, und sagte wie zur Entschuldigung:

„Du wunderst dich wol, mich hier zu finden? Ich habe aber Frau von Estrier ganz einfach meine Aufwartung gemacht."

Nachdem er dies gesagt, eilte er die Treppe hinab.

Wilhelm zeigte eine nachdenkliche Miene; als er aber die Hand auf das Schloß der zu Estellens Zimmer

führenden Thür legte, flohen alle Schatten hinweg. Mit lächelndem Blick und wolkenfreier Stirn trat er bei ihr ein.

Estelle ging in dem Salon auf und ab. Sie war aufgeregt. Als sie Wilhelm erblickte, eilte sie ihm entgegen und sagte:

„Wie lange hast du auf dich warten lassen!“

Wilhelm küßte ihr die Hand und antwortete:

„Ist es mein Zögern, was dich beunruhigt hat, oder was hat sonst diesen Ausdruck in deinen Zügen hervorgerufen?“

„Das fragst du?“ entgegnete Estelle, indem sie ihm ihre Hand entzog. „Sobald ich einmal viel, recht viel Muth habe, werde ich dir diese Frage beantworten; vielleicht geschieht es heute noch, ehe du wieder fortgehst. Zuvor aber habe ich selbst so viel zu fragen, so viel Unruhe, welche beschwichtigt werden muß.“

Sie setzte sich auf ein Sofa und zog Wilhelm neben sich nieder. Dann fuhr sie mit jenem wunderbar klaren Ausdruck in ihrer Stimme, welchen sie zuweilen darein legte, fort:

„Gehört der Lieutenant Cellner zur Zahl deiner intimern Freunde?“

Estellens Augen ruhten forschend auf Wilhelm, welcher bei dieser Frage zusammenzuckte. Sein Auge heftete sich mit einem Ausdruck von Unruhe auf die schöne Frau; aber er antwortete sofort:

„Er war mein Kamerad schon als wir noch Cadetten waren, und später sind wir Freunde geworden. Aber wozu diese Frage, Geliebte?“

„Dieser Mensch misfällt mir.“

„Dann ist er wirklich beklagenswerth“, entgegnete Wilhelm lächelnd. „Gleichwol hat er dir heute seine Aufwartung gemacht“, setzte er scherzend hinzu. „Sicherlich hat er es gethan, um der Schönheit seine Huldigung darzubringen.“

„Das ist es eben, was mich verdrießt.“

Wieder flog eine Wolke über Wilhelm's Stirn.

„Ist der Vicomte von Outrouville in Rußland?" fragte Wilhelm ganz plötzlich. Es war dies das erste mal, daß er diesen Namen vor Estelle nannte.

„Ich vermuthe es", entgegnete sie. „Doch lassen wir jetzt den Vicomte und den Lieutenant", setzte sie hinzu, „und laß mich aus der Tiefe meiner Seele zu dir sprechen."

„Ja, du hast recht, was gehen uns diese Menschen an? Es soll mir ein kostbarer, theurer Augenblick sein, den du mir jetzt schenkst."

Sie legte ihre Hand in die seine und sagte:

„Wohlan, so höre denn. Seitdem Gott mir die Gewißheit deiner Liebe geschenkt, peinigt mich ein und derselbe Gedanke, welcher unaufhörlich auftaucht. Mag ich thun, was ich will, um ihn zu verscheuchen, so bemächtigt er sich doch fortwährend meiner Seele. Wenn ich mein Auge schließen will, wenn ich die Sonne begrüße, wenn ich mich im Strudel der Gesellschaft bewege, wenn ich einsam in mein Zimmer eingeschlossen sitze, — überall und stets ist er vor meiner Seele, ebenso unzertrennlich wie der Schatten vom Körper."

Estelle faltete die Hände und drückte sie heftig auf ihre Brust, indem sie leidenschaftlich hinzusetzte:

„Er gleicht einem dunkeln Schatten, der auf das jetzt lächelnde und sonnenhelle Gemälde meines Lebens geworfen worden."

„Und was ist das für ein Gedanke, Geliebte?" fragte Wilhelm in zärtlichem Tone. Er glaubte, Estelle noch nie so anziehend und bezaubernd gesehen zu haben wie in diesem Augenblick. Der Schleier von Milde, Schüchternheit und Unruhe, der jetzt dieses sonst so kecke, dreiste Antlitz umflorte, machte es schöner als jemals.

Estelle richtete schnell das gesenkte Haupt empor und blickte zu Wilhelm auf, indem sie sagte:

„Es ist mir, als wäre ich deiner Liebe und meines jetzigen Glücks nicht würdig.“

„Gibt es wol ein Glück, welches groß genug, oder eine Zärtlichkeit, die mächtig genug wäre, um dir das Glück und die Liebe zu vergelten, die du mir geschenkt?“ entgegnete Wilhelm mit Wärme und bedeckte Estellens Hände mit Küssen.

Sie lächelte ihn an. Ihr Lächeln glich einer Feuerflamme, welche den Trauerflor durchbrach, der ihre Züge gleichsam verhüllte. Langsam entzog sie ihm die Hände, und sagte in einem Tone, welcher tiefe Gemüthsbewegung verrieth:

„Wenn du nun aber entdecktest, daß ich nicht den Charakter besäße, welchen deine Phantasie mir geliehen; wenn ich nun Fehler hätte, welche du jetzt nicht bemerkst, aber später einmal entdecken wirst, mit kurzen Worten, wenn die Liebe zu dir mein einziges, wirkliches Verdienst wäre —“

„Wohlan, wenn dem auch so wäre, Estelle, so weiß ich, daß nur große, starke und reich ausgerüstete Seelen so zu leben vermögen wie du. Was für Fehler du hast, wie dein Charakter ist, daran habe ich niemals gedacht. Ich habe blos gefühlt, daß es weiter kein Herz gibt als das deine, welches so lieben kann wie du.“

Wilhelm wollte wieder ihre Hände ergreifen, sie entzog sie ihm aber rasch und sagte mit einer gewissen Heftigkeit:

„Ueberlege dir ernstlich, ob es irgendetwas gibt, was so auf dich einwirken könnte, daß du aufhörtest, mich zu lieben.“

„Nein, Estelle, dich werde ich ewig lieben. Ich kann mir nicht die Möglichkeit denken, daß du meiner Liebe, meiner Anbetung und meiner Bewunderung unwerth seiest.“

In demselben Augenblick, wo Wilhelm diese Worte aussprach, flog ein leichter Schatten über sein Gesicht, als ob sich ihm eine peinliche Erinnerung aufdrängte.

„Deiner Liebe unwerth!“ wiederholte Estelle im Ton bittern Schmerzes. „Das ist eben der Gedanke, welcher mich martert.“

„Und warum, theuere, geliebte Estelle? Deine hingebende, erhabene Seele macht dich würdig, von einem Gott geliebt zu werden. Du bist geschaffen, um selbst die Hölle in einen Himmel von Glückseligkeit zu verwandeln.“

„Das glaubst du jetzt; wenn aber — —“

„Kein Wenn“, fiel Wilhelm ein. „Du peinigst damit blos dich selbst und mich. Meine Seele liebt dich, so wie du bist, und sollte ich auch eines Tags entdecken, daß dein bezauberndes Aeußere ein dämonisches Innere bärge, so hast du es mir gleichwol unmöglich gemacht, eine andere zu lieben, auch wenn ich dich nicht mehr lieben sollte.“

„Wilhelm!“ rief Estelle und sprang auf, „also kannst du dir die Möglichkeit denken, daß du einmal aufhörtest, mich zu lieben!“

„Immer Feuer und Flamme!“ sagte Wilhelm lächelnd. „Ich setze ja die Unmöglichkeit voraus, nämlich, daß ein Engel sich in einen Teufel verwandle.“

„Du weißt nicht, was Liebe ist, wenn du so sprechen kannst. Nein, dein Herz hat niemals empfunden, was ich fühle. Wenn du auch ein Gott wärst und in das Gegentheil verwandelt würdest, so würde ich dich dennoch lieben. Wenn auch die ganze Welt dich haßte, verachtete und verstieße, so würde ich gleichwol stolz darauf sein, deine Erniedrigung theilen zu dürfen. Meine Liebe hat dir einmal gehört, und wärst du auch ein mit Verbrechen besudelter Elender, so könnte ich dir diese Liebe dennoch nicht entreißen. Ich liebe dich, Gott hat es so gewollt. Ob es zu meinem Wohl oder zu meinem Wehe führen wird, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß es bis an meinen Tod so bleiben wird, und noch über das Grab hinaus in die Ewigkeit wird meine Liebe dir folgen.“

Estelle war vor Wilhelm auf die Knie niedergesunken und setzte, wie von Begeisterung ergriffen, hinzu:

„So liebe ich dich. Ich möchte wünschen, die Mutter Gottes zu sein, um deine Anbetung zu verdienen, und dennoch verlange ich, daß weder Fehler noch Mängel im Stande seien, deine Zärtlichkeit zu erschüttern. Wilhelm, wenn du mich verstanden hast, dann dürfen weder Zeit noch Ereignisse auf dich einwirken. Sage mir daher, ich bitte, ich flehe dich darum, ob deine Liebe ebenso stark ist wie die meine?"

„Sie ist stärker", antwortete Wilhelm und hob Estelle auf, indem er zugleich seine Lippen auf ihre Stirn drückte; „denn sie ist —"

„Der Marquis St.-Sue wünscht Madame zu sprechen", meldete Pierre's Stimme von der Thür her.

Estelle drehte sich heftig herum und wollte erklären, daß sie nicht empfinge; statt der schwarzen Physiognomie des Negers aber lächelte ihr St.-Sue's Gesicht entgegen.

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich störe", sagte er; „der Grund aber ist, daß ich Ihnen meine Aufwartung zu machen und zugleich unserm gemeinsamen Freund Stjernkrona eine freudige Nachricht mitzutheilen wünschte. Ich komme direct von Sr. Majestät dem König."

St.-Sue führte, indem er dies sagte, Estellens Hand ehrerbietig an seine Lippen.

Er las in ihren Zügen mehr als zu deutlich, daß sie zornig war, und ebendeshalb verdoppelte er seine Artigkeit.

„Ihnen, Marquis, muß man vieles nachsehen, was man andern nicht verzeihen würde", antwortete Estelle und bemühte sich, ihren Zorn über die Störung zu verbergen.

Sie ließ sich wieder auf das Sofa nieder und setzte mit einer gewissen Ironie hinzu:

„Nun, so lassen Sie doch die frohe Nachricht hören, welche Sie mitzutheilen haben. Ich weiß schon im voraus,

daß sie zu der angenehmen Sorte gehören wird. Sie pflegen in der Regel mit dergleichen zu überraschen. Ihre Ungeduld sagt mir, daß Ihre Mittheilung mir wirklich viel Freude machen wird."

„Dies, Madame, beweist, daß Sie mich vollkommen richtig beurtheilt haben. Ich ändere, wie Sie wissen, meine Gewohnheiten nie", sagte St.-Sue lachend. „Daß ich Sie ebenso richtig beurtheile, davon will ich Ihnen sogleich einen Beweis geben. Ist es nicht wahr, Madame, daß diejenigen, welche sich schmeicheln, Ihre Freunde zu sein, darauf rechnen können, sich von Ihnen großes Interesse gewidmet zu sehen."

„Marquis, ich habe keine Freunde!" entgegnete Estelle bestimmt und entschieden.

„Nicht! Und der Baron?"

„Er kann etwas so vollkommen Nichtiges für meine Seele, wie ein Freund ist, weder sein noch werden."

„Dann beklage ich ihn; vermuthe aber dennoch, daß das, was ihn betrifft, Ihre Theilnahme erweckt, und deshalb —"

„Sind Sie hierhergekommen —"

„Allerdings, Madame", entgegnete der Marquis, sich verbeugend.

„Ich danke Ihnen, Marquis, und werde Ihre Artigkeit nicht vergessen."

„Welche Güte, Madame, sich meiner erinnern zu wollen!"

Nachdem St.-Sue dies gesagt, wendete er sich zu Wilhelm, und fuhr fort:

„Aber, lieber Freund, Sie schweigen immer noch, als ob die Sache Sie gar nichts anginge! Sind Sie denn nicht neugierig?"

„Nein, Marquis; ich habe nun Gewißheit über alles, was ich zu wissen gewünscht", antwortete Wilhelm mit bedeutungsvollem Lächeln. „Alles andere ist mir gleichgültig."

„Auch das Wohl des Vaterlandes, der Ausgang des Kriegs und Ihr eigener Ehrgeiz?“

„Den Ehrgeiz opfere ich gern dem Glück; aber weder Glück noch Ehre sollen mich jemals meine Pflichten gegen das Vaterland vergessen machen. Dies wissen Sie nur zu gut, Marquis.“

„Ich freue mich, dies zu hören, besonders da Se. Majestät Sie zum Ueberbringer seines Befehls zur Ausrüstung der Flotte ausersehen hat. Schon in einigen Tagen werden Sie daher nach Karlskrona abreisen. Sie werden dadurch mit einem mal in die ganze Thätigkeit hineinversetzt, welche Sie lieben und, wie Sie mir vor einiger Zeit sagten, jetzt schmerzlich vermißt haben. Es ist also eine freudige Nachricht, die ich Ihnen bringe, nicht wahr?“

Estelle saß eine lange Weile still und unbeweglich da. Wilhelm hatte den Marquis ebenfalls schweigend angehört. Wenn die Mittheilung eine freudige war, so zeigte sich dies wenigstens in Wilhelm's Gesicht durchaus nicht. Er sah vielmehr ganz so aus, als ob er eine Hiobspost empfangen hätte. Endlich sagte er, um das Schweigen zu brechen:

„Es wundert mich, daß der Herzog kein Wort davon erwähnt hat.“

„Der Herzog!“ hob St.-Sue wieder an. „Wie hätte dieser etwas davon erwähnen können, da der König erst heute beschlossen hat, Ihnen diese Mission zu übertragen? Se. Majestät ist Ihnen sehr gewogen, lieber Baron.“

Wilhelm verneigte sich stumm. Estelle fiel ein:

„Marquis, Sie haben uns wirklich etwas im höchsten Grade Angenehmes mitgetheilt.“

Ihre schwarzen Augen hefteten sich mit finsterm Ausdruck auf St.-Sue. Dann erhob sie sich, warf einen Blick auf die Uhr und setzte hinzu:

„Was seh' ich! Die Promenadenstunde wird sogleich

schlagen, und ich habe der Gemahlin des französischen Gesandten versprochen, mit ihr auszufahren!"

St.-Sue und Stjernkrona nahmen sofort Abschied. Als Wilhelm ihr die Hand küßte, sagte sie mit etwas unsicherer Stimme: „Sie werden also abreisen?"

„Ja, ich werde abermals genöthigt sein, mein Glück meiner Pflicht zu opfern; wohin aber diese mich auch zu gehen zwingt, so wird doch immer ein Bild, eine Erinnerung, ein Gefühl mich begleiten, und meine Seele mit Sehnsucht nach dem erfüllen, was ich jetzt zurücklasse", antwortete Wilhelm.

Estelle lächelte schmerzlich. Ahnte sie vielleicht in diesem Augenblick alle die bittern Leiden, welche folgen würden? War es ein dunkles Vorgefühl, daß das Schicksal den Gang der Ereignisse umgestalten und alle ihre schönen Hoffnungen dadurch zertrümmern würde? Diese Frage können wir nicht beantworten. Gewiß aber war, daß Estelle sich von einer furchtbaren Angst ergriffen fühlte, als sie den letzten warmen, liebevollen Blick aus Wilhelm's klaren, dunkelblauen Augen empfing.

Achtes Kapitel.

Als St.-Sue und Wilhelm auf der Straße waren, sagte ersterer:

„Lieber Freund, es ist heute gerade ein Monat, als Sie Frau von Estrier wiedersahen. Gestehen Sie, daß Sie weit gekommen sind auf —"

„Auf dem Pfade des Glücks", fiel Wilhelm ein. „Ja, Marquis, das gestehe ich. Es gibt wol wenige, die ebenso wie ich sagen können: Ich will mein Glück nicht gegen ein ganzes Königreich oder alle Ehren der Welt vertauschen."

„Dann würden Sie also Estelle nicht gegen Lucie vertauschen?"

„Marquis, welche sonderbare Frage!"

„Diese Frage ist so gut wie irgendeine andere. Sie haben also Ihre ewige Liebe zu Fräulein von Outrouville vergessen?"

„Vergessen? Nein. Wäre Lucie am Leben geblieben, so hätte mein Herz sich niemals einer andern zuwenden können. Lucie ist eine Heilige, vor welcher ich im Geiste das Knie beuge; aber das Herz, welches sie anbetete, so lange sie lebte, kann nicht ewig eine Erinnerung lieben."

„Wenn sie am Leben geblieben wäre!“ wiederholte St.=Sue mit Nachdruck. „Betrachten Sie es denn als etwas so Ausgemachtes, daß sie todt sei? Ich für meinen Theil habe mich mit diesem Gedanken niemals vertraut machen können. Ich erwarte gleichsam, sie wieder auftreten zu sehen.“

Der Marquis schwieg. Wilhelm war stehen geblieben, und sah St.=Sue mit bestürzten Blicken an.

„Was sagen Sie? Lucie wäre nicht todt?“

„Das behaupte ich nicht; eine auf so geheimnißvolle Weise verschwundene Person kann aber eben noch so leicht leben als todt sein. Ich setze stets das Gegentheil von dem voraus, was andere für ausgemacht annehmen. Ich entgehe dadurch der Gefahr, von dem, was dann geschieht, überrascht zu werden.“

„Aber der Vicomte von Outrouville“, fiel Wilhelm ein, „sagte ja, daß —“

„Seine Schwester todt sei. Das ist wahr; aber der gute Vicomte sprach blos seine Ueberzeugung aus, was mich nicht abhält, eine entgegengesetzte zu haben. Indessen, wir wollen nicht mehr von dieser Sache sprechen. Der Gedanke an Lucie erwachte unwillkürlich in mir, als ich fand, daß Sie sich über ihren Verlust getröstet haben. Sie sind, lieber Freund, tapfer und unbeständig, gerade wie ein Franzose.“

„Wenn das erste Compliment ebenso unverdient ist wie das letztere, so —“

„Müssen Sie sehr dankbar sein“, meinte St.=Sue. „Also, lieber Baron, Sie haben also in vollem Ernste beschlossen, Sturm=Calle's kleine, gelbe Abkömmlingin zum Steuermann Ihres Lebensschiffs zu machen? Nehmen Sie sich in Acht. Sie wird Stürme herauf beschwören. Ich habe nun zwei ganze Wochen darauf gewartet, daß Sie mir diese Umwälzung in Ihrem Schicksal anvertrauen würden; aber Sie haben geschwiegen. Indessen, ich bin ja, Gott sei Dank, nicht Ihr Beichtvater.“

„St.-Sue", sagte Wilhelm, „setzen Sie einige Augenblicke Ihr Scherzen beiseite, und hören Sie mich an, ohne über das, was ich sage, zu spotten."

„Ich spotte niemals, lieber Freund; aber ich verabscheue den erkünstelten, geschraubten Ernst in Worten und Mienen, denn je weniger man von dieser Waare an Bord hat, desto feierlicher sieht man aus. Deshalb, lieber Baron, welche Miene ich auch annehmen, oder welches Gepräge ich meinen Worten auch geben möge, so können Sie doch stets überzeugt sein, daß ich Sie mit wirklicher Theilnahme anhöre, obschon mit dem Vorbehalt, daß ich Ihre vertrauliche Mittheilung nicht hier unter freiem Himmel, wo die Blicke der Vorübergehenden uns belästigen, entgegenzunehmen brauche. Wollen Sie nicht mit hinauf zu mir kommen?"

Wilhelm war damit einverstanden. Einige Augenblicke später traten sie in die Wohnung des Marquis.

„Sie diniren bei mir", sagte St.-Sue, und ertheilte dem Diener einige hierauf bezügliche Befehle.

Nachdem dies geschehen war, setzten die beiden Freunde sich jeder in eine Sofaecke, und Wilhelm hob an:

„Schon seit mehreren Tagen habe ich Ihnen eine Erklärung über das zu geben gewünscht, was geschehen ist."

„Ich danke Ihnen für diese gute Absicht, lieber Baron", sagte St.-Sue und reichte Wilhelm die Hand. „Ehe Sie aber etwas in Bezug auf das Geschehene sagen, erlauben Sie mir, ein wenig darüber zu sprechen. Vielleicht haben Sie dann nicht mehr sehr viel hinzuzufügen."

St.-Sue legte seine Hand auf Wilhelm's Schulter und fuhr fort:

„Es sind jetzt sieben Jahre, seitdem Sie beim Abschied von mir sagten: «Ich kehre jetzt in mein Vaterland viel ärmer zurück, als ich es verlassen habe; denn die Erinnerung an Lucie wird mich gleichgültig gegen all das Glück machen, welches die Liebe mir zu bieten hat.»"

„Marquis, ich sprach damals eine Wahrheit aus, obschon Sie es nicht glaubten.“

„Die Wahrheit ist oft sehr problematisch“, sagte St.-Sue und lehnte sich in dem Sofa zurück. „Sie waren überdies noch viel zu jung, um im voraus über Ihre Gefühle für die Zukunft bestimmen zu können. Der Mann, der sein Herz unwiderruflich verloren hat, schweigt darüber. Er fühlt seinen Verlust; dies ist genug. Er hat nicht das Bedürfniß, ihn jemand anzuvertrauen. Es lag sonach schon in Ihren Worten ein Protest gegen die Bedeutung derselben. Sie hatten ihr Vaterland verlassen, um sich in den Strom der Ereignisse zu stürzen. Zu dem brennenden Durst nach großen, ungewöhnlichen und romantischen Erlebnissen gesellte sich bei Ihnen vollkommene Unerfahrenheit. Sie bildeten sich ein, Herr Ihres Schicksals zu sein, und glaubten, nur Ihr Charakter werde darüber zu bestimmen haben. Das Schicksal, der Zufall oder die Vorsehung, was Sie nun wollen, lächelte über Ihre Selbstzuversicht, und führte Ihnen gleich am Beginn Ihrer Laufbahn zwei Frauen entgegen, welche in Ihr Schicksal eingreifen sollten. Die romantische Erscheinung der einen, die südländische und originelle der andern fesselte und bezauberte Sie. Sie waren zwanzig Jahre alt und — Sie liebten beide. Sie gaben sich allerdings keine Rechenschaft darüber, dies ist wahr; ebenso wahr aber ist, daß Ihr Herz eine doppelte Liebe hegte. Estelle mit ihrem energischen Charakter, ihrer kecken Art und Weise und ihrer scheinbaren Glut beherrschte und fesselte Sie. Sie gaben sich dem Rausche hin, ohne dessenungeachtet ihren Gedanken von Lucie, als einer höhern und edlern Offenbarung angehörend, trennen zu können. Sie bemächtigte sich der bessern Gefühle Ihres Herzens, während Ihre Sinne und Ihre Phantasie Estelle gehörten. Die beiden Frauen repräsentirten, wenn Sie so wollen, zwei verschiedene Charaktere der Liebe: Estelle den der Leidenschaft

Neuntes Kapitel.

Alle unangenehmen und bekümmerten Gedanken waren aus Wilhelm's Seele verbannt, als er in seine Wohnung trat.

„Es liegen zwei eingegangene Briefe auf Ihrem Schreibtisch, Herr Baron", sagte der Diener, während er seinem Herrn den Ueberrock abnahm.

Wilhelm ging in sein Schreibzimmer. Er warf einen gleichgültigen Blick auf die Briefe. Die Aufschrift des einen frappirte ihn jedoch, und er erbrach ihn mit einer Miene von Neugier und Misvergnügen, während er dachte:

„Das ist dieselbe Handschrift, wie die des anonymen Billets, welches ich gestern erhielt."

Er schlug den Brief auseinander. Der Inhalt desselben war nicht sehr lang. Er lautete:

„Wenn Sie die Frau, der Sie auf Treue und Glauben hin Ihre Liebe schenken, kennen lernen wollen, so zwingen Sie sie, Ihnen zu erklären, in welchem Verhältniß sie zu dem Vicomte von Outrouville steht."

„Sonderbar!" dachte Wilhelm, und betrachtete den Brief von allen Seiten. „Es ist derselbe Inhalt wie der des gestrigen Geschreibsels. Was soll das bedeuten?

Wer wagt es, mit dieser geheimnißvollen und ebendeshalb so niedrigen Hindeutung hervorzutreten?"

Wilhelm versank in Gedanken. Er suchte zu errathen, welche Intrigue eigentlich hinter diesem Billet stäke. Jede Anklage gegen Estelle war natürlich falsch und ungerecht, davon war Wilhelm fest überzeugt. Nicht ein Gedanke von Zweifel erwachte in seiner Seele.

Nachdem er eine lange Weile unbeweglich dagesessen, streckte er die Hand aus und ergriff den andern Brief. Die Aufschrift verrieth Ungeübtheit in Führung der Feder und schien von einer Person auszugehen, deren Schulbildung eine ziemlich mangelhafte sein mußte.

„Vermuthlich eine Bitte um Unterstützung", dachte Wilhelm und erbrach den Brief.

Derselbe war französisch geschrieben.

Während des Lesens der ersten Zeilen wich alle Farbe aus Wilhelm's Wangen. Seine Stirn ward von tödlicher Blässe überzogen. Als er bis zur Hälfte des Briefs war, ward seine Bewegung so heftig, daß die Hand, welche das Blatt hielt, zu zittern begann.

Die Unterschrift des Briefs war der Name Nizama.

Was enthielt er aber wol, daß es auf den starken Mann eine solche Wirkung äußerte? Den ganzen Brief mitzutheilen, wäre allzu weitläufig. Der eigentliche Inhalt ließ sich kurz dahin zusammenfassen, daß Frau von Estrier nicht blos ihren Gatten, sondern auch Lucie durch Gift auf die Seite geschafft. Lucie aus Eifersucht, nachdem Estelle ihre Zusammenkunft mit Wilhelm in dem Japanischen Tempel ausspionirt und dieselbe auch belauscht hätte. Ihren Gatten hätte sie deshalb gemordet, weil er ein Hinderniß für die Liebe gewesen, welche sie für Wilhelm gefühlt.

Diese Anklagen waren mit all jener Kenntniß von Nebenumständen niedergeschrieben, die nur ein Augenzeuge des Geschehenen entwickeln kann. Der ganze Brief

trug ein Gepräge von Wahrheit, welches einen beinahe verzweifelten Eindruck auf Wilhelm machte.

Nizama schloß ihren Brief damit, daß sie sagte, sie sei, wenn Wilhelm es verlange, bereit, in Gegenwart ihrer Gebieterin zu wiederholen, was sie jetzt niedergeschrieben habe. Sie setzte hinzu, die einzige ihrem Verbrechen entsprechende Strafe, welche Luciens Mörderin treffen könne, sei die, daß sie die Liebe des Mannes verliere, um dessentwillen sie jene Verbrechen begangen.

Mehrere Stunden lang wandelte Wilhelm, von dem bittersten, innern Kampf gefoltert, in seinem Zimmer auf und ab. Seine Liebe verwarf jeden Gedanken an Estellens Schuld; die kalte Vernunft aber hob so vieles hervor, was die Anklage wahrscheinlich machte.

Estellens Worte, die sie am Vormittag zu ihm gesprochen; ihre heftige Unruhe darüber, daß sie seiner Liebe nicht würdig sei; ihr Wunsch, sich zu überzeugen, daß er unter allen Verhältnissen sie lieben würde; alles dies schien Nizama's Anklage zu bekräftigen, und gab derselben einen fernerweiten Schein von Wahrheit.

Wilhelm war es zu Muthe, als wenn eine ganze Hölle von Zweifeln in seinem Innern losgelassen wäre. Endlich, als dieser Zustand ihm unerträglich ward, beschloß er, wie spät es auch schon war, sich zum Souper bei dem Grafen M. zu begeben, um dort Estelle zu treffen.

„Ich muß sie sehen", sagte er. „Ich muß in ihren Zügen forschen, ob etwas darin verräth, daß diese schöne Hülle eine von Verbrechen besudelte Seele birgt."

Er kleidete sich an und fuhr zu dem Grafen M.

Als er in das glänzend erleuchtete Zimmer trat, wurden alle Anwesenden von seiner ungewöhnlichen Bläße und der düstern Wolke betroffen, welche er trotz aller Bemühungen nicht von seiner Stirn zu bannen vermocht hatte.

In einem der größern Nebenzimmer saß Estelle, und

unterhielt sich ganz heiter mit St.-Sue und einigen andern Franzosen.

Sie gewahrte Wilhelm bei seinem Eintreten nicht, und er zog sich schweigend in eine Fenstervertiefung zurück, um sie unbemerkt betrachten zu können. Während so seine Augen auf ihr ruhten, stellte er an sich selbst die Fragen:

„Kann wirklich diese so klare, wolkenfreie Stirn eine so schwarze, unheimliche Erinnerung, wie die an zwei begangene Mordthaten, bergen? Unmöglich! Könnten wirklich diese strahlenden Augen so furchtlos denen anderer begegnen, wenn ihre Seele von Gewissensqualen gefoltert würde? Nein und tausendmal nein! Sie war unschuldig, sie muß es sein!“

Gleichwol traten gerade jetzt vor Wilhelm's Erinnerung alle Ausfälle St.-Sue's, die spottenden und warnenden Worte, die er gesprochen, und die Hindeutungen, die er auf ihren Mangel an Herz fallen gelassen.

Estelle selbst schien Wilhelm laut zuzurufen:

„Ich bin unschuldig!“

Aber alle geschehenen Ereignisse fällten dagegen den Richterspruch: „Schuldig!“

Wilhelm fühlte sich jetzt noch unglücklicher, als ehe er zum Grafen M. fuhr. Dennoch gehörte er nicht zu denjenigen, welche sich unbedingt der Ungewißheit und dem Zweifel überlassen, ohne sich über die Wahrheit klar zu werden. Er mußte sich Gewißheit erkaufen, mochte der Preis sein, welcher er wollte.

Deshalb verließ er auch sein Versteck, und ging gerade auf Frau von Estrier zu, welche bei seinem Anblick ihm entgegenlächelte. Dieses warme Lächeln verschwand gleichwol augenblicklich, als sie seine bleiche und veränderte Miene gewahrte.

„Was fehlt Ihnen, Herr Baron?“ fragte sie, ihn unruhig anblickend. „Sie sehen krank aus.“

„Ach, ich bitte, kehren Sie sich nicht an mein Aus-

sehen, Madame", antwortete Wilhelm, und setzte sich auf einen Stuhl neben sie. „Die Wolke auf meiner Stirn wird sicherlich verschwinden, sobald Sie mir einen freundlichen Blick schenken."

„Kann es Sie wol wunder nehmen, Madame", fiel St.-Sue ein, „daß die Seele des Barons in Nacht und Finsterniß versenkt ist? Bedenken Sie doch, daß er in ein paar Tagen Stockholm verlassen soll."

Bei sich selbst aber dachte St.-Sue:

„Welcher Vorfall hat diese Düsterheit in Stjernkrona's Aussehen hervorgerufen? Es muß etwas geschehen sein, was auf recht kräftige Weise in die Saiten seiner Seele eingegriffen hat. Ich muß ihn beobachten."

St.-Sue plauderte noch eine Weile mit Estelle, dann entfernte er sich.

Die beiden Franzosen, welche er in ein Gespräch verwickelt, folgten ihm.

„Wilhelm", sagte Estelle in leisem, unruhigem Tone, nachdem die andern sich entfernt hatten, „sprechen Sie aufrichtig! Sind Sie krank, oder hat sich etwas Unangenehmes ereignet?"

„Alles ist noch ebenso wie als ich dich verließ; nur in meinem Innern ist eine Veränderung vorgegangen", antwortete Wilhelm, und in seinem Blick lag ein Ausdruck unermeßlichen Schmerzes und unbegrenzter Hingebung.

„Dein Inneres ist verändert?" flüsterte Estelle.

„Ja, aus dem Himmel, den es umschloß, ist eine Hölle geworden", antwortete Wilhelm, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr und dann in kurzem, kaltem Tone hinzusetzte: „Estelle, an was für einer Krankheit starb dein Gatte?"

Estelle sah ihn an. Ihr Blick verrieth Verwunderung, aber keine Spur von Schrecken oder Furcht. Ganz ruhig antwortete sie:

„Man sagte, der Schlag habe ihn getroffen. Warum aber diese sonderbare Frage, Geliebter?“

Obschon eine Menge Personen in dem Zimmer sich befanden, ergriff Wilhelm dennoch Estellens Hand und stammelte aufgeregt:

„Ich danke dir, Estelle. Deine Ruhe und deine Zuversicht haben mir alles gesagt, was ich zu wissen wünschte. Morgen werde ich mich näher erklären.“

Mit diesen Worten erhob er sich und verließ sie.

Estelle blickte ihm mit einer Miene nach, als ob sie fürchtete, er sei nicht recht bei Sinnen.

St.-Sue ging auf Wilhelm zu, und Estelle sah sie eine lange Weile miteinander sprechen. Dann verschwand Wilhelm und ward während der übrigen Stunden des Abends nicht wieder sichtbar.

Zehntes Kapitel.

„Morgen werde ich mich näher erklären", hatte Wilhelm gesagt.

Wir armen Menschenkinder, die wir kaum Herren des Augenblicks sind, in welchem wir leben, sollten niemals etwas auf den nächstfolgenden verschieben, da wir ja nicht wissen, was derselbe bringen kann. Diese Wahrheit hatte auch Wilhelm erfahren.

Auf dem Rückwege von Graf M., dessen Soirée er nur auf kurze Zeit besucht, traf ihn der königliche Befehl, mit den Ordres an den Oberadmiral der Flotte in Karlskrona sogleich dorthin abzureisen. Bei Sonnenaufgang am nächstfolgenden Tage sollte Wilhelm schon eine bedeutende Strecke seines Wegs zurückgelegt haben.

Er mußte sonach abreisen, ohne Estelle noch einmal sehen, ohne ihr ein Wort des Abschieds sagen zu können, ohne von ihren Lippen eine Widerlegung der Beschuldigungen zu hören, welche Nizama gegen sie geschleudert.

Noch niemals war die Pflicht Wilhelm so drückend erschienen, wie in diesem Augenblick. Noch niemals war sein Dienst ihm so bitter gewesen; trotz alledem traf er sogleich seine Anstalten zur Reise.

Dann setzte er sich, um einen Abschiedsbrief an Estelle zu schreiben.

Er bat sie, ihm sein sonderbares Benehmen in dem Salon des Grafen M. zu verzeihen. Er sprach von seinem Glauben an sie und von seiner Liebe in weit leidenschaftlichern Worten als je, und gleichwol athmete jeder Buchstabe des Briefs ein Gemisch aller der Zweifel und der Schmerzen, welche Wilhelm's Seele erfüllten. Man brauchte nicht sehr scharfsinnig zu sein, um zu bemerken, daß dieses zärtliche Schreiben gleichwol eine Unruhe ausdrückte, die nicht blos aus dem Gedanken an Trennung hervorging, sondern ihren Ursprung in einem noch bitterern Gefühl hatte.

Dennoch hatte Wilhelm, als er die Feder ergriffen, sich fest vorgenommen, kein Wort fallen zu lassen, welches die qualvollen, peinlichen Eindrücke, die Nizama erweckt, verrathen könnte.

Estellens ruhiger Ton und unerschrockene Miene, als er sich bei ihr nach der Todesart ihres Gemahls erkundigte, hatte allerdings in ihm den Gedanken erweckt, daß die Handlungsweise der Sklavin nur durch Bosheit und Rachsucht veranlaßt worden. Er wollte daher Estelle auch nicht durch einen Schatten von Argwohn verwunden oder schmerzlich berühren; gleichwol aber leuchteten Zweifel und Mistrauen in Bezug auf die Zukunft aus jeder Zeile.

Auch viele kaum bemerkbare Hindeutungen auf die Vergangenheit kamen darin vor, sodaß Wilhelm, ohne es selbst zu wissen, alle die delicaten Punkte berührte, die er doch zu umgehen gedacht hatte.

Es ist ungewiß, ob dieser Brief Estelle jemals zu Händen gekommen wäre, im Fall Wilhelm Zeit gehabt hätte, ihn noch einmal durchzulesen. So aber konnte er ihn blos zusiegeln und Befehl zur Absendung ertheilen.

Einen Augenblick später schon sauste der Schlitten mit Wilhelm davon, der, in seinen Pelz gehüllt, sich

nun ungehindert den peinlichen Gedanken überließ, welche diese Abreise unwillkürlich hervorrufen mußte.

Auch an St.-Sue hatte er in größter Eile folgende Zeilen geschrieben:

„Marquis, Sie sind mein Freund, dies weiß ich, ebenso wie daß sie einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn besitzen. Wohlan, benutzen Sie denselben, um mir zu dienen. Geben Sie Acht auf Estellens alte Negerin. Der Grund meiner Bitte, über den ich mich nicht näher aussprechen kann, läßt mich argwohnen, daß Nizama feindliche Gesinnungen gegen ihre Herrin hegt.

„Leben Sie wohl, Marquis. Wenn Sie dies lesen, habe ich mit dem Befehl des Königs schon eine gute Strecke des Wegs nach Karlskrona zurückgelegt.

„Wachen Sie über Estelle! Vergessen Sie ritterlich Ihren Groll gegen sie, wenn Sie einige Freundschaft hegen für

Wilhelm Stjernkrona.“

Elftes Kapitel.

Das erste, was den Marquis am nächstfolgenden Morgen begrüßte, war dieses Billet von Wilhelm. Nachdem St.-Sue es gelesen, dachte er, während ein Lächeln seine Lippen kräuselte:

„Gut. Se. Majestät der König führt meine Befehle sehr schnell aus. Ich werde ihm dafür Rechnung tragen. Stjernkrona ist sonach bis auf weiteres der Gefahr enthoben. Binnen kurzem wird er wieder mitten im Feuer des Feindes sein und sich genöthigt sehen, das Feuer in den Augen seiner Schönen zu vergessen.“

Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, dann ergriff er wieder Wilhelm's Billet und las es noch einmal.

„Was kann er mit seinem Argwohn gegen Nizama meinen? Sollte es dies sein, was ihn so düster gemacht hatte? Unmöglich ist es nicht. Er appellirt an meine Freundschaft. Gut; ich werde sein Vertrauen nicht täuschen. Jetzt aber muß man vor allen Dingen der schönen Estelle seine Aufwartung machen. Ah, Frau von Estrier, noch gehört der Sieg nicht Ihnen, und es ist ungewiß, ob er Ihnen auch jemals gehören wird.“

St.-Sue ging, um Toilette zu machen.

Als er sich bei Estelle anmelden lassen wollte, erhielt er zur Antwort, Frau von Estrier sei unpäßlich und könne nicht empfangen. Er mußte sich daher wieder entfernen, ohne sie gesprochen zu haben. Auf der Treppe begegnete er Cellner.

„Wenn Sie vielleicht zu Frau von Estrier wollen, Herr Lieutenant, so haben Sie sich vergebens bemüht. Sie empfängt nicht", sagte St.-Sue.

„Ist die Gräfin unpäßlich?" fragte Cellner, ohne die Frage des Marquis, ob er zu ihr gewollt habe, zu beantworten.

„Ja, sie ist nicht gut disponirt", antwortete St.-Sue. „Sie wissen wol, daß Stjernkrona heute früh nach Karlskrona abgereist ist?"

Bei diesen Worten, welche der Marquis ganz ohne Absicht aussprach, nahmen Cellner's lauernde Augen einen Ausdruck des Erstaunens an. Er rief:

„Stjernkrona ist abgereist, ohne es mir, seinem alten Freund, zu wissen zu thun!"

„Sie müssen ihn ebenso wie ich entschuldigen, denn ein königlicher Befehl war der Grund seiner plötzlichen Abreise. Se. Majestät der König hat, wie Sie vielleicht wissen, großes Vertrauen zu Stjernkrona's Zuverlässigkeit und Eifer, wenn es den Dienst gilt, und deshalb ward er mit dem Ueberbringen der königlichen Befehle beauftragt. Unser Freund kann sich rühmen, in hoher Gnade zu stehen. Ganz gewiß wird er auf der Leiter der Ehre und Auszeichnung eine hohe Sprosse ersteigen."

St.-Sue warf einen raschen Blick auf Cellner's Gesicht, welches verrieth, daß dieses Thema ihm durchaus nicht angenehm war. Er antwortete auch in einem Ton, der seine Unzufriedenheit nur allzu deutlich zu erkennen gab:

„Bei dem Herzoge steht Stjernkrona nicht in so hoher Gnade. Man sieht deutlich, daß dieser ihn nicht sonderlich gewogen ist."

„Wenn man die Gewogenheit des Königs besitzt, so hat dies weiter nicht viel zu bedeuten. Was den Herzog selbst aber betrifft, so wundert es mich wirklich, denn nach der Schlacht bei Hogland war Stjernkrona einer seiner Günstlinge.

„Wol möglich; aber daß er dies nicht mehr ist, bemerkt man sehr deutlich. Wahrscheinlich hat Stjernkrona sich irgendeiner Nachlässigkeit schuldig gemacht, die dem Herzog zu Ohren gekommen ist."

„Glauben Sie das?" fragte St.-Sue, indem er Cellner mit spöttischer Miene ansah und hinzusetzte: „Ich für meinen Theil bin vollkommen überzeugt, daß Stjernkrona sich keine Nachlässigkeit hat zu schulden kommen lassen. Nein, nein, die ungünstige Gesinnung des Herzogs hat ihren Grund in andern Ursachen."

„In welchen denn?" fragte Cellner, indem er den Franzosen mit argwöhnischem Blick ansah.

„Was weiß ich? Stjernkrona kann ja einen Freund haben, der ihm so außerordentlich wohl will, daß er aus Rücksicht auf sein moralisches Heil fürchtet, das Glück könne ihn verwöhnen, und der deshalb ein gutes Wort bei dem Herzog eingelegt hat, sodaß dieser weniger freundlich gesinnt worden ist. A propos, Herr Lieutenant, Sie würden sicherlich übel fahren, wenn ich auf den Einfall käme, zu erzählen, daß Sie es waren, der dem Vicomte von Outrouville die Aufschlüsse gegeben, von welchen man behauptet, ich hätte sie ihm mitgetheilt."

Cellner ward bleich, und St.-Sue setzte lachend hinzu:

„Leben Sie wohl, mein Herr. Ihre Wege sind nicht die meinigen, deswegen scheiden sich dieselben jetzt. Um Ihrer selbst willen möchte ich auch wünschen, daß sie sich niemals wieder kreuzen; denn in diesem Falle könnte es leicht geschehen, daß alle Ihre Hoffnungen auf die Zukunft zum Teufel gingen."

Der Marquis zog den Hut und entfernte sich, während Cellner mit einer Miene des Erschreckens und der Bestürzung dastand, wie man sie nur von einem Intriguanten sehen kann, welcher plötzlich entdeckt, daß man ihn durchschaut.

Zwölftes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage erhielt St.-Sue einen Boten von Frau von Estrier, die ihn ersuchen ließ, zu ihr zu kommen.

Estelle stand in der Mitte ihres Salons, als der Marquis eintrat. Sie hielt einen Brief in der Hand.

Auf ihren Zügen ruhte ein dunkler Schatten. Ihre Augen funkelten von unterdrücktem Zorn und Schmerz. Sie knitterte, als sie St.-Sue erblickte, den Brief zusammen, und sagte mit hörbar bebender Stimme:

„Marquis, Sie glauben nun zu triumphiren, weil es Ihnen gelungen ist, Stjernkrona zu entfernen.“

„Ueber die Niederlage einer Dame triumphiren zu wollen, kann mir niemals einfallen“, antwortete St.-Sue.

„Nicht!“ rief Estelle mit bitterm Lächeln. „Gestehen Sie, daß Sie Ihre Karten gut gespielt zu haben glauben.“

„Ich würde allerdings untröstlich sein, wenn Sie fänden, daß ich dieselben schlecht gespielt.“

Estelle preßte die Lippen zusammen, um die Wuth, die in ihr kochte, nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Sie reichte dem Marquis den Brief und sagte:

„Mein Herr, nur ein schlechter Spieler läßt sich von

andern in die Karte sehen. Ich habe dies gethan. Hier ist der Beweis."

„Sie haben meine Karte nicht eher gesehen, als bis sie ausgespielt war, denn sonst würden Sie wol alle meine Trümpfe überstochen haben", sagte St.-Sue, indem er mit einer Verbeugung den Brief ergriff. Er durchflog ihn hastig und gab ihn dann mit den Worten zurück:

„Es ist also dem guten Herrn Gesandten gelungen, sich die sichere Mittheilung zu verschaffen, daß ich es gewesen bin, der dem König den Gedanken eingegeben, Stjernkrona mit den Depeschen abzusenden. Es macht dies seiner diplomatischen Gewandtheit alle Ehre. Ich habe nun Respect vor seinem Scharfsinn, obschon er zu keinem eigentlichen Resultat gekommen ist, sondern sagt: «Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß St.-Sue während seiner Unterredung mit dem König die Gedanken desselben auf den Baron Stjernkrona gelenkt hat» u. s. w. Hätten Sie sich direct an mich gewendet, so würden Sie weit sicherere Aufschlüsse erhalten haben, Madame."

„Würden Sie wirklich gewagt haben, zu sagen, daß Sie gegen mich intriguirt?"

„Furcht ist, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, Madame, jedem Franzosen etwas Fremdes. Wie viel ich wage, das wissen Sie auch. Mich erschreckt nichts, nicht einmal Ihr Zorn, obschon es mich zur Verzweiflung bringen würde, denselben erweckt zu haben."

„Ich bitte Sie, Marquis, verschonen Sie mich mit Ihrer Heuchelei", fiel Estelle ungeduldig ein; „denn Sie fühlen sich niemals glücklicher, als wenn es Ihnen gelungen ist, mich zum Zorn zu reizen."

„Verzeihen Sie, Madame, dies ist ein Irrthum! Ich thue niemals etwas Böses um des Bösen willen, sondern blos um dem entgegenzuarbeiten, was schädlich ist. Doch haben Sie mich wol nicht rufen lassen, um hierüber mit mir zu sprechen?"

„Nein, da haben Sie recht. Ich wünschte vielmehr

Ihre Erklärung über Ihre Einmischung in das zu haben, was mich angeht. Können Sie mir sagen, mit welchem Recht Sie sich mit meinen Privatverhältnissen beschäftigen?"

„Ich beschäftige mich nicht mit denselben", antwortete der Marquis.

„Das ist eine sehr kecke Behauptung, mein Herr. Sind Sie die Ursache zu Stjernkrona's Abreise oder nicht? Antworten Sie mir aufrichtig und ehrlich, wenn nämlich dies Ihnen möglich ist."

„Ihre Erinnerung sollte Ihnen sagen, daß ich stets aufrichtig und ehrlich antworte, selbst auf die Gefahr hin, mir eine schöne Frau zur Feindin zu machen."

„Ist das eine Antwort auf meine Frage?" entgegnete Estelle mit funkelnden Blicken.

„Ich begann mit dem letzten und werde mit dem ersten schließen. Ich muß ganz aufrichtig sagen, daß es mir allerdings gelang, den König ganz unbemerkt auf den Gedanken zu bringen, Stjernkrona mit den königlichen Befehlen abzusenden. Der bekannte Eifer des Barons in Dienstangelegenheiten ließ voraussetzen, daß er die Depeschen schleuniger als ein anderer an Ort und Stelle befördern würde. Ich handelte zu Schwedens Vortheil."

Estelle hatte ihn stillschweigend angehört. Als er schwieg, sagte sie mit Bitterkeit:

„Wollen Sie wirklich behaupten, daß es der Nutzen Schwedens gewesen sei, worauf Sie es bei dieser Intrigue abgesehen hatten?"

„Nein, Madame, das will ich nicht behaupten."

„Nun, in wessen Interesse haben Sie denn sonst gehandelt? In Ihrem eigenen?" fragte Estelle, indem ihre Augen sich durchdringend auf St.-Sue hefteten.

„Ich habe keine eigenen Interessen, Madame."

„Wohlan denn, mein Herr", rief Estelle mit einer Heftigkeit, die sie nicht länger bemeistern konnte, „wie

können Sie denn wagen, störend zwischen mich und mein Glück zu treten? Was berechtigt Sie zu dieser unedeln Rolle?"

„Was mich dazu berechtigt?" hob St.-Sue langsam wieder an. „Meine Freundschaft für Stjernkrona."

„Ihre Freundschaft!" wiederholte Estelle mit ironischem Gelächter.

„Ja, meine Freundschaft. Sie, die Sie nicht daran glauben, die Sie nur die Laune des Augenblicks verstehen, Sie lachen darüber; aber gleichwol ist es wahr, daß die Freundschaft für den Baron mich nach Schweden geführt, daß dieselbe Freundschaft mich gegen Sie in Harnisch und zu dem Entschluß gebracht hat, ihn, möge es kosten was es wolle, dem Unglück zu entreißen, daß er seine Hoffnungen für die Zukunft auf Sie baue. Ehe ich mit ansehe, daß er Sie als seine Braut zum Altar führt, jage ich ihm lieber eine Kugel durch den Kopf. Nun, Madame, bin ich aufrichtig gewesen. Sie haben es so gewollt. Wenn ich dabei die Artigkeit habe beiseite setzen müssen, so ist die Schuld nicht mein."

„Marquis, Ihre Abneigung gegen eine Verbindung zwischen mir und dem Baron kommt mir verdächtig vor. Dieselbe kann ihren Grund unmöglich blos in der Besorgtheit für sein Wohlergehen haben."

„Auch in diesem Punkte haben Sie recht; erlauben Sie aber, daß wir dieses Thema ruhen lassen."

St.-Sue machte Miene, Abschied zu nehmen; Estelle aber sagte in bestimmtem, ernstem Tone:

„Es sind nun elf Jahre, seitdem Sie und ich zum ersten mal einander begegneten. Während dieser elf Jahre sind Sie mir unaufhörlich auf eine oder die andere Weise in den Weg getreten, und zwar stets um meinen Wünschen entgegenzuarbeiten. Nun dürfte es Zeit sein, daß ich den Grund erfahre, aus welchem Sie mir stets so feindselig gewesen sind."

„Wollen Sie das ganz bestimmt?" fragte der Marquis

und betrachtete seine Hemdkrause, die er sorgfältig zurecht zupfte.

„Ja, mein Herr, ich verlange es. Ich bin des Spiels überdrüssig. Es gab eine Zeit, wo es mich amusirte; nun aber will ich es nicht länger fortsetzen."

Estelle drückte die Hand auf das Herz, und setzte in gleichzeitig bitterm und kummervollem Tone hinzu:

„Solange ich einer Gemüthserregung bedurfte, war mir der Kampf mit Ihnen ein Vergnügen; jetzt dagegen verabscheue ich denselben als etwas, was meinen schlimmern Menschen zu voller Thätigkeit erweckt. Ich möchte wünschen, daß das Schicksal Sie auf immer aus meinem Lebenswege entfernte. Sie und die Vergangenheit stehen in zu naher Beziehung zueinander, als daß Ihr Anblick mir nicht peinlich sein müßte. Ich hoffe, Sie werden nach dieser Erklärung einsehen, daß unsern Kämpfen ein Ende gemacht werden muß."

„Dieses Ende, Madame, kann nicht eher eintreten, als bis eins von uns aufgehört hat zu leben. Sie haben gewünscht, daß ich aufrichtig spreche. Es mag sein, obschon man stets unklug handelt, wenn man ehrlich ist. Sie sagen, ich hätte elf Jahre lang Ihre Wünsche durchkreuzt. Dies ist ein Irrthum. Ich bin blos seit Ihrer Bekanntschaft mit Stjernkrona Ihr Widersacher gewesen. Er war zu gut und zu edel, um einer in Ihrem unruhigen Gehirn entsprungenen Laune geopfert zu werden."

„Einer Laune!" rief Estelle. „Marquis, wissen Sie wol, was Sie jetzt sagen?"

„Ja, Madame, ich sprach eine Wahrheit aus, denn von Anfang an war Ihre Liebe nichts anders. Das daraus werden zu lassen, was daraus geworden ist, war niemals Ihre Absicht."

„Wenn Sie aber dies verstanden haben, so hätten Sie auch einsehen sollen, daß —"

„Ihre Leidenschaft zu all dem Elend führen würde, zu welchem sie geführt hat? Dies sah ich allerdings

voraus und deshalb bemühte ich mich, den jungen Fremdling vor dem Strudel von Leiden und —"

St.-Sue schwieg.

„Sie scheinen sich zu scheuen, Ihre Gedanken auszusprechen", fiel Estelle ein. „Sie hegen folglich derartige, daß Sie nicht den Muth haben, dieselben in Worte zu kleiden."

„Meine Gedanken, Madame, würden Sie zittern machen, wenn ich Ihnen dieselben sagen wollte. Erlauben Sie daher, daß ich schweige. Ich will nur noch hinzufügen: Stjernkrona wird niemals Ihr Gatte, das habe ich geschworen. Diesen Schwur that ich, als Lucie von Outrouville verschwand. Sie war das einzige Weib, dem ich ein wärmeres Interesse geschenkt. Für ihr Glück vergaß ich mein eigenes. Der Mann, den *sie* liebte, *darf* sich nicht in *Ihrer* Liebe berauschen, Madame. Es wäre dies mehr als ein Verbrechen, es wäre eine Lästerung!"

„Sie liebten also Lucie?"

Estelle blickte, indem sie dies sagte, zu ihm auf. Ihre Augen begegneten sich. St.-Sue beantwortete den fragenden Blick damit, daß er ruhig und unverwandt hineinschaute.

„Ja, Madame, sie war mir theuer", sagte er.

„Dann wissen Sie also, was lieben heißt?"

„Madame, ich habe vergessen, was es hieß."

St.-Sue erhob sich, um zu gehen.

Estelle faltete die Hände und hob in einem Tone, dessen warmer, schmeichelnder und bittender Ausdruck selbst dem Gefühllosesten hätte rühren können, wieder an:

„Marquis, Sie haben mich bisjetzt blos als ein launenhaftes, herrschsüchtiges Wesen gekannt, welches stolz war auf seine Schönheit und blind der Macht derselben traute, während es keck und leichtsinnig mit allem und mit allen spielte. So war ich, bevor mein Herz erwachte. Jetzt dagegen bin ich ganz einfach ein Weib,

welches liebt. Ein anderes Interesse gibt es nicht für mich. Die Liebe ist mir alles, der Besitz seiner Zärtlichkeit mein Leben, der Verlust derselben mein Tod. Ich vermag daher nicht das Spiel mit Ihnen um das Heiligste, was ich besitze, fortzusetzen. Ihre Bemühungen, mich meines Glücks zu berauben, erfüllen meine Seele mit Angst und Beben. Ich wäre im Stande, auf den Knien zu Ihren Füßen Sie zu bitten, sich nicht mehr zwischen ihn und mich zu werfen."

Wie rührend auch Estelle in diesem Augenblick war, so blieb St.-Sue's Miene doch unverändert, und man konnte daraus schließen, daß ihre Bitte keinen Eindruck auf ihn gemacht. In artigem, aber kaltem Tone antwortete er:

„Wenn Rußland bei Schweden um Frieden bäte, so würde letzteres diese Bitte abschlagen, obschon der Ausgang des Kampfes ungewiß ist. So thue auch ich. Sie sind von uns beiden die Mächtigste. Es wäre Feigheit von mir, wenn ich Frieden schließen wollte. Der Kampf muß seinen Fortgang haben."

Wieder blickten sie einander an. Estellens Miene bewies, daß sie einen harten Kampf kämpfte. Endlich stammelte sie:

„Gibt es nichts, was Sie erweichen kann?"

„Nein, Madame, nichts. Einmal stand es in Ihrer Macht, eine Bitte von mir zu erfüllen. Sie schlugen dieselbe ab. Jetzt ist die Reihe an mir."

„Aber, Marquis, wenn ich Ihnen nun sagte, was Sie damals zu wissen wünschten?"

„Dann würde ich antworten: L u c i e n s S c h i c k s a l i s t m i r j e t z t b e k a n n t."

Ein Schauer schien Estellens Körper zu durchrieseln, ihre Augen blitzten, und in dumpfem Tone sagte sie:

„Marquis, es gibt Geheimnisse, die nur das Grab bergen darf."

„Wenn das der Fall ist, so mag es auch dieses

bergen. Es hängt dies einzig und allein von Ihnen ab, Madame. Der Marquis von St.=Sue ist körperlich ebenso disponirt, vom Schlage getroffen zu werden, wie der Graf von Estrier."

Bei diesen Worten sprang Estelle auf. Ihre Augen erweiterten sich, ihre Lippen bebten, ihre Hände falteten sich krampfhaft, und sie rief mit Heftigkeit:

„Worauf wagen Sie anzuspielen, mein Herr?"

Mit beiden Händen St.=Sue am Arme packend, fuhr sie dann fort:

„Ha, nun versteh' ich! Sie waren es, Sie, der ritterliche, französische Edelmann, der diesen gräßlichen Argwohn in seiner Seele erweckt hat!"

Sie drückte sich beide Hände auf die Stirn, und murmelte in schmerzlichem Tone:

„O Gott, man hat mich also bei ihm in den Verdacht eines Verbrechens gebracht!"

So blieb sie einige Minuten. Dann warf sie mit entschlossener Bewegung den Kopf zurück und hob wieder an:

„Wenn ich im Stande gewesen wäre, einen Menschen umzubringen, dann wären Sie in diesem Augenblick sicherlich nicht im Stande, mich zu verleumden. Daß Sie noch leben, beweist am besten, daß ich nicht Muth genug besitze, um die, welche mir im Wege stehen, auf die Seite zu schaffen. Sie hatten mich im Verdacht, das wußte ich; aber ich glaubte, Sie wären zu rechtlich gesinnt, um einen durch nichts unterstützten Verdacht auszusprechen. Daß Sie dies gleichwol gethan haben, ist ein unauslöschlicher Flecken für Ihre Ritterlichkeit."

„Madame", antwortete St.=Sue, „ich habe meine Ehre niemals dadurch beschmuzt, daß ich andern die ihrige geraubt hätte. Was ich auch selbst über den Tod des Grafen von Estrier gedacht haben mag, so ist dies zwischen mir und Ihnen ein Geheimniß geblieben. Hat Stjernkrona irgendwelche Gedanken in dieser Richtung,

so sind dieselben durch jemand anders erweckt worden. Sie können ja leicht einen Feind in Ihrer Nähe haben, der weniger ehrlich ist als ich."

Estelle betrachtete ihn lange, sehr lange; dann sagte sie langsam und wie zu sich selbst:

„Nizama — die hatte ich vergessen."

St.-Sue schwieg.

Ein tiefer, qualvoller Seufzer hob Estellens Brust. Sie schüttelte den Kopf wie um sich von Schmerz zu befreien. Dann sagte sie mit Ruhe:

„Sie glauben also, ich hätte meinen Gatten vergiftet."

Estelle schaute St.-Sue mit so klaren Augen und mit so ernster, offener Miene an, daß darin die vollkommenste Unschuld geschrieben zu stehen schien.

Die Augen des Marquis ruhten einige Secunden auf ihr.

„Madame, ich glaube es nicht mehr. Die Wahrheit besitzt ein unverkennbares Gepräge, in welchem man sich nicht irren kann", antwortete er, und küßte ihr hastig die Hand.

Im nächsten Augenblick war Estelle allein.

Sie faltete die Hände und flüsterte mit gesenkter Stirn ein stilles, demüthiges Gebet. Betete sie um Vergebung? Oder war es ein Seufzer der Dankbarkeit, den diese Lippen hervorstammelten?

Nur der Allmächtige, der über den Sternen thront, könnte diese Frage beantworten.

Dreizehntes Kapitel.

In den ersten Tagen des März gingen St.-Sue und die übrigen Marineoffiziere, welche sich bisjetzt in der Hauptstadt aufgehalten, nach Karlskrona ab.

Nur ein paarmal war der Marquis nach dem in dem vorigen Kapitel mitgetheilten Gespräch wieder mit Estelle zusammengetroffen, einmal bei Hofe, das andere mal als er seinen Abschiedsbesuch machte.

Dieser letztere Besuch war ein ganz kurzer gewesen, denn Frau von Estrier hatte sogleich beim Anblick des Marquis erklärt, daß sie eben im Begriff stünde, sich zur Gemahlin des französischen Gesandten zu begeben.

Während der wenigen Minuten, welche St.-Sue mit ihr sprach, schien sie sich vollkommen gleichzubleiben. Mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Ironie scherzte sie über ihre gegenseitige Feindschaft. Nicht mit einem einzigen Worte deutete sie auf Wilhelm oder sonst etwas hin, was Bezug auf ihn gehabt hätte.

Der Marquis gab sein Bedauern zu erkennen, daß das Gesellschaftsleben während der letztverflossenen drei Wochen Frau von Estrier, die sich gänzlich unsichtbar gemacht, habe entbehren müssen.

Estelle antwortete ganz munter, es sei blos eine

Laune, was sie veranlasse, der Einsamkeit den Vorzug zu geben.

Als St.-Sue Abschied nahm, sagte Estelle mit ihrem bezauberndsten Lächeln:

„Ich wünsche, daß wir uns bald wiedersehen und daß Sie unversehrt aus dem Kampfe zurückkehren.“

„Madame, wenn ich Ihre Worte richtig dolmetschen soll, so bedeuten dieselben, daß es Ihnen am liebsten wäre, wenn mich die lange gesuchte Kugel endlich träfe“, antwortete St.-Sue.

„Durchaus nicht, mein Herr! Ich habe blos zwei Feinde, und gerade diese behandle ich, als ob sie meine Freunde wären. Der eine sind Sie, der andere — Nizama. Sie haben sich beide gegen mein Glück und gegen meine Ruhe verschworen. Gleichwol besitze ich ein Lächeln und einen freundlichen Wunsch für Sie. An Nizama verschwende ich förmlich Güte. Gestehen Sie, daß ich, wenn ein Dämon, doch wenigstens ein artiger bin.“

„Oder richtiger gesagt, ein sehr kluger“, fiel der Marquis lächelnd ein. „Sie sind ein weit geschickterer Diplomat als unser Freund, der Gesandte.“

St.-Sue verneigte sich hierauf und sagte Estelle Lebewohl.

Wann und wo werden sie einander wieder begegnen? Dies wußte keins von beiden.

Am Tage nach seinem Abschiedsbesuch bei Estelle war St.-Sue auf dem Wege nach Karlskrona.

Hier sah es sehr bedenklich aus, denn die Krankheiten, welche schon in Sweaborg unter den Mannschaften zum Ausbruch gekommen waren, dauerten noch fort und nahmen während des ganzen Winters auf furchtbare Weise zu. Um die zur Bemannung der Flotte erforderlichen Seeleute zu bekommen, sah man sich veranlaßt, an alle auf der Handelsflotte dienenden Matrosen die Auf-

forderung zu richten, sich zum Kriegsdienst anwerben zu lassen.

Es waren sonach sehr bedenkliche Umstände, unter welchen die Rüstungen für den Feldzug von 1789 begonnen wurden, und die Aussichten auf Erfolg waren bedeutend geringer als im vorigen Jahre.

Allerdings besaß Schweden jetzt größere Streitkräfte, und der König sah sich durch die neue Verfassung in den Stand gesetzt, den Krieg mit mehr Nachdruck fortsetzen zu können; aber der Feind seinerseits hatte nun auch mehrere Monate Zeit gehabt, seine ganzen Kräfte zu sammeln. Dieselben waren von der Art, daß, wenn die Schweden ihnen auch widerstehen konnten, sie gleichwol keine Aussicht auf vollständigen Sieg hatten.

Nimmt man hierzu den Mangel an Mannschaften infolge der großen Sterblichkeit, so kann man sich nicht wundern, wenn diejenigen, die sich die Zeit nahmen, den wirklichen Stand der Dinge zu überdenken, von gerechten Befürchtungen erfüllt wurden.

Der Winter war ungewöhnlich streng gewesen, sodaß das Meer erst gegen Ende April vom Eise frei ward.

Am 4. Juni kam Se. königliche Hoheit, der Großadmiral, nach Karlskrona. Zu Ende des genannten Monats verließ die feindliche Flotte Kronstadt, und während der ersten Tage des Juli wurden alle Vorbereitungen zum Auslaufen der schwedischen Flotte von Karlskrona getroffen, obschon die Bemannung nicht vollzählig war.

Um auch nur die schwächste Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang zu hegen, bedurfte es wirklich des Eifers und der Begeisterung, wovon während dieser Periode alle, Hohe sowol als Niedrige, ergriffen waren.

Erst am 7. Juni ging die Flotte unter Segel. Widrige Winde hatten dies bisjetzt verhindert. Sie kreuzte einige Zeit zwischen der schwedischen, dänischen und preußischen Küste.

Am 24. Juni signalisirten die vordersten Schiffe der schwedischen Flotte die russische. Man hatte sonach Aussicht, recht bald mit derselben zusammenzutreffen.

Es war ein schöner Sommerabend, am 25. Juni. Der Wind ward frischer. Die Stimmung, welche unbewußt dem Eindruck des Wetters und des Windes folgt, war lebhafter geworden als gewöhnlich. Die Beweglichkeit war infolge der Gewißheit, daß der Feind in der Nähe war, größer als sonst zu dieser Zeit des Tags, wo man der Ordnung der Natur gemäß die Ruhe sucht. Die Ordnung der Natur läßt sich aber nicht wohl auf die Ungeheuer anwenden, welche auf dem Meere umherfahren, um einander zu vernichten.

Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf die sonnverbrannten Gesichter der Matrosen. Es war als flammte ein Widerschein der rothen Kriegsfackel auf Stirn und Wange. Man plauderte und sprach seine Vermuthungen über das aus, was wol der morgende Tag bringen würde.

Die Sonne geht unter. Der Tag schwindet, und die Sommernacht breitet ihr geheimnißvolles Halbdunkel aus. Das Geräusch und Summen verstummt. Die Ermüdung behauptet ihr Recht.

Bald schlummern diese Menschen, von welchen man sagen kann, daß sie der Ewigkeit näher stehen als andere. Sie schlummern unbekümmert um die bevorstehenden Gefahren.

Auf der blauen Tiefe liegen beide Flotten eine in Sicht der andern aufgebraßt. Im Halbdunkel der Nacht gleichen sie den Adlern, welche, ohne eine Schwinge zu rühren, auf einem und demselben Punkte schweben bleiben.

Endlich graut der Tag. Wilhelm und St.-Sue begrüßten denselben von dem Admiralschiff Gustav III.,

an dessen Bord sie sich befanden. Sobald es hell genug war, steuerte die schwedische Flotte dem Feinde entgegen. Die russische Flotte rangirte sich über Backbordshalsen in Schlachtlinie und lag dann nordwärts über. Die schwedische Flotte war auch schlachtfertig, aber in umgekehrter Ordnung.

Der größere Theil des Vormittags verging, ehe die schwedische Vorhut unter dem Contreadmiral Liljehorn in die Linie rückte.

Wilhelm wunderte sich ebenso wie alle andern an Bord des Admiralschiffs über die Nachlässigkeit, mit welcher die Division des Admirals Liljehorn den Signalen gehorchte. Zwei Uhr nachmittags hatte sie noch gar nicht sichtbare Miene gemacht, den übrigen beiden Divisionen zu folgen.

Wilhelm stand mit einem seiner Kameraden, dem Kapitän Hökenflygt, auf der Back, mit den Fernröhren vor den Augen. Sie suchten, obschon vergebens, einen vernünftigen Grund der ebenerwähnten Saumseligkeit zu entdecken.

Wilhelm war eben nach der Leeseite gegangen, als eine Kugel gesaust kam und den Kameraden tödtete, an dessen Seite er soeben noch gestanden. Die Kugel streifte den Besanmast und riß einen großen Splitter davon ab, der Wilhelm so ans Bein traf, daß ~~dieser~~ bewußtlos und blutend zu Boden stürzte und in den Raum hinabgetragen werden mußte.

Während Wilhelm der Obhut der Aerzte übergeben ward, hatte der Kampf seinen Fortgang bis acht Uhr abends. Die Russen hatten während dieser ganzen Zeit nicht den Wind gehalten, sondern schienen mit Fleiß einem Treffen auszuweichen.

Der Verlust der schwedischen Flotte in dieser Schlacht, welche die Schlacht bei Oeland genannt ward, war nicht sehr groß. Man tröstete sich damit, daß, wenn auch damit nichts für die Entscheidung des Kriegs gewonnen

ward, doch auch die Opfer nicht so fühlbar waren. Die Zahl der Verwundeten und Todten war höchst unbedeutend.

Die mit jedem Tag zunehmenden Krankheiten an Bord der schwedischen Flotte veranlaßte Se. königliche Hoheit den Großadmiral, wieder nach Karlskrona zurückzukehren, wo das Geschwader am 31. Juli nachmittags eintraf.

Man kann sagen, daß die eigentlichen Operationen der großen Flotte mit dieser Schlacht für das Jahr beendet waren, denn der schlimme Gesundheitszustand der Mannschaft machte sie beinahe unbrauchbar.

Eine Menge ungewöhnte Leute mußten angeworben und für den Seedienst eingeübt werden, und gleichwol wurden die Besatzungen der Schiffe dadurch immer noch nicht vollzählig.

Allerdings stach die Flotte am 14. October wieder in See, da man aber durch Kreuzen nichts ausrichten konnte und die Sterblichkeit immer noch andauerte, so kehrte sie am 21. October nach Karlskrona zurück.

Am 2. November traf der königliche Befehl zur Desarmirung ein und am 19. October reiste der Großadmiral nach Stockholm ab.

Die Hoffnungen wendeten sich nun dem nächstkünftigen Jahre zu.

Vierzehntes Kapitel.

Als die Flotte am 31. Juli nach der Schlacht bei Oeland wieder nach Karlskrona zurückkam, mußte Wilhelm aus dem Schiff in seine Wohnung getragen werden.

Er war am Bein so schwer verwundet, daß die Aerzte die Frage aufgeworfen hatten, ob nicht eine Amputation nöthig sei.

Unser Held befand sich sonach in einem sehr elenden Zustande. Die Schmerzen und die quälenden Gedanken, welche die Einsamkeit hervorrief, machten sein Wundfieber zu einem sehr gefährlichen.

St.-Sue, der seine Wohnung theilte, suchte, soviel seine Zeit es erlaubte, dem armen Patienten durch seine Gesellschaft die langen Stunden zu verkürzen.

Der Marquis sah indessen sehr bald ein, daß nicht blos die körperlichen Schmerzen das heftige Fieber hervorriefen, sondern daß dies vielmehr durch irgendeine Idee geschah, um welche die Gedanken sich in ewigem Kreise drehten. Alle Bemühungen, sie auf andere Gegenstände zu lenken, blieben fruchtlos.

Anfangs hatte St.-Sue es vermieden, von Estelle zu sprechen, und auch Stjernkrona brachte niemals das

Gespräch auf sie. Eines Abends jedoch, gegen Ende des Monats August, ließ St.-Sue einige Worte über sie fallen, um die Wirkung derselben zu sehen.

Wilhelm schwieg aber und nahm das Thema nicht auf. Dessenungeachtet fuhr der Marquis fort, bis es ihm gelang, Wilhelm zu bewegen, sich ebenfalls hierüber zu äußern. Es geschah dies gleichwol mit dem sichtlichen Vorsatz, sich in kein Raisonnement einzulassen.

St.-Sue brachte dann das Gespräch auf etwas anderes und zwar zunächst auf die Ereignisse des Kriegs. Alles, was diesen betraf, pflegte Wilhelm mit ganz besonderm Interesse zu erfassen. Oft war es St.-Sue gelungen, ihn dadurch für den Augenblick seine Schmerzen vergessen zu machen; jetzt aber schwieg er. Seine zerstreute Miene verrieth, daß seine Gedanken anderswo waren.

Mitten in einem der lebhaftesten Vorträge des Marquis, als dieser seinem Freunde klar zu machen suchte, wie die Operationen zur See eigentlich hätten ausfallen sollen, unterbrach ihn Wilhelm mit der Frage:

„Haben Sie jemals Ihre Gedanken mit einer und derselben Sache so beschäftigt gefunden, daß diese Gedanken endlich die Gestalt einer fixen Idee angenommen haben, von der Sie Tag und Nacht verfolgt und gepeinigt worden sind?“

„Seit vielen Jahren nicht mehr, aber gleich nach Beendung des amerikanischen Kriegs, als ich nach Frankreich zurückkam, ward ich von einem solchen hartnäckigen Gedanken unaufhörlich verfolgt. Ich hatte keine Ruhe vor demselben. Es war etwas, in Bezug worauf ich in Ungewißheit lebte.“

„Wohlan, das, was mich peinigt, ist auch eine Ungewißheit.“

„Vielleicht ist es ganz dieselbe“, bemerkte St.-Sue lächelnd.

Der Diener trat ein und brachte einige Briefe.

St.-Sue erkannte unter denselben sofort einen von Estellens Hand.

Wilhelm legte die Briefe von sich weg auf den Nachttisch und warf den Kopf unruhig auf dem Kissen hin und her.

„Er wünscht mich los zu sein“, dachte St.-Sue.

Einige Minuten später entfernte er sich.

Als der Marquis in seine Wohnung trat, blieb er höchlich überrascht auf der Schwelle seines Vorzimmers stehen.

Auf dem Sofa saß ein elegant gekleideter junger Mann. Er stützte den Kopf auf die Hand und schien so in seine innere Welt versunken, daß er St.-Sue's Eintreten nicht bemerkte.

Als dieser sich von seiner ersten Ueberraschung erholt hatte, ging er näher und sagte in höflichem scherzenden Tone:

„Vicomte, ich muß gestehen, daß Sie mich jetzt wirklich überrascht haben. Von allen Menschen, die ich jetzt zu sehen erwartet, wären Sie der Letzte gewesen.“

Der Vicomte richtete mit hastiger Bewegung den Kopf empor.

„Ah, Sie sind es, Marquis!“ rief er. „Ich habe Sie schon eine ganze Stunde erwartet.“

Er zupfte seine Manschette zurecht und setzte ganz gleichgültig hinzu:

„Also, meine Gegenwart überraschte Sie wirklich? Das freut mich.“

„Aber, Vicomte, wissen Sie auch, was Sie riskiren, wenn Sie sich auf schwedischem Grund und Boden betreten lassen?“

„Nein, davon weiß ich durchaus nichts. Monsieur Lecousse, ehemaliger Secretär des französischen Gesandten und jetzt auf der Rückreise nach Frankreich begriffen, muß sich doch wol ohne Gefahr in Karlskrona aufhalten dürfen?“

„Sie haben also den Namen gewechselt? Wer ist Ihnen denn bei dieser Maskerade behülflich gewesen?"

Der Marquis nahm, indem er diese Frage that, neben dem Vicomte Platz.

„Frau von Estrier und ihr Cousin, der Gesandte."

„Ah, ich hatte ja ganz vergessen, daß Sie die schöne Frau gänzlich in Ihrer Gewalt haben. Daß sie eine Meisterin in der Kunst ist, die Männer zu allem zu bringen, was sie will, ist eine bekannte Sache, mögen diese Männer nun Helden oder Diplomaten sein."

„Wenn Sie mit mir von ihr sprechen, sind Sie sehr beredt."

„Dies bin ich stets, Vicomte, wenn es sich um Abwesende handelt, und blos um das Gegentheil von dem zu thun, was andere zu thun pflegen. Erlauben Sie mir zu fragen: Was soll Ihr Erscheinen hier bedeuten? Wollen Sie Ihr Spiel weiter fortsetzen?"

„Vielleicht; vielleicht auch nicht", antwortete der Vicomte, indem er den Kopf wieder auf die Hand stützte.

„In diesem Falle haben Sie während der Zeit, die seit unserm letzten Zuge verflossen ist, sehr viele Figuren verloren, und statt eines Gegenspielers haben Sie nun deren zwei."

„Wirklich! Wer ist denn der andere?"

„Ihr früherer Bundesgenoß — Cellner."

„Marquis, dieser Mensch wäre verloren noch ehe er das Spiel begönne, wenn er wagen wollte, sich damit zu befassen. Lassen Sie uns daher nicht von ihm sprechen. Was dagegen Sie angeht, so bin ich gekommen, um einen Dienst von Ihnen zu begehren."

„Meinen Feinden leiste ich die größten. Es geschieht auch dies blos deshalb, weil andere den ihrigen alle möglichen Verdrießlichkeiten bereiten."

Der Vicomte neigte sich zu dem Marquis und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Das hätten Sie mir nicht zu sagen gebraucht“, antwortete St.=Sue. „Schon bei Ihrem Anblick wußte ich, was Sie wünschten.“

„Nun, wenn dem so ist, welche Antwort geben Sie mir?“

„Daß ich Ihren Wunsch erfüllen werde. Sie gerathen aber dadurch in eine so große Schuld bei mir, daß die Folge davon sein wird — Schach und matt.“

„Aber es geht ja unser Spiel nichts an.“

„Es wirkt aber darauf zurück.“

Einige Stunden später kehrte St.=Sue wieder zu Wilhelm zurück. Er warf sich an Wilhelm's Lager in einen Lehnsessel und sagte:

„Nun, was sagte der Arzt? Ich hörte von Ihrem Diener, daß er da gewesen ist.“

„Er fluchte auf das Fieber“, antwortete Wilhelm.

„Das wundert mich durchaus nicht. Ich hätte beinahe Lust, seinem Beispiel zu folgen.“

„Thun Sie das; doch lassen Sie ihn und mich vor der Hand. Ich habe eine Frage an Sie zu thun, deren Beantwortung kräftiger wirken wird als alle ärztlichen Medicamente.“

„Nun so lassen Sie hören, wie diese Frage lautet.“

„Wissen Sie, wie Lucie gestorben ist?“

„Lieber Freund, ich weiß vor allen Dingen gar nicht einmal, ob sie gestorben ist“, entgegnete St.=Sue in seinem gewöhnlichen leichtfertigen Ton.

„St.=Sue!“ rief Wilhelm heftig. „Ich verlange von Ihnen, daß Sie ernst sprechen.“

„Und ich, daß Sie ruhig bleiben, sonst gehe ich sogleich meiner Wege.“

Es trat eine Pause ein, die einige Augenblicke dauerte.

Wilhelm trank ein Glas Zuckerwasser, dann hob er etwas ruhiger wieder an:

„Es ist der Gedanke an Luciens Todesart, was mich wie ein Fluch peinigt und mein Blut in Flammen setzt. Kein Opfer wäre mir zu groß, wenn ich mir dadurch genauen Aufschluß hierüber verschaffen könnte.“

„Und zwar nachdem neun Jahre vergangen sind? Gleichwol verließen Sie Frankreich, ohne sich eine solche Kenntniß zu verschaffen zu suchen.“

„Ja, das ist wahr; aber damals war ich überzeugt, daß sie durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei.“

„Und was hat Ihnen diese Ueberzeugung geraubt?“

„Das kann und will ich Ihnen nicht sagen; in meinem Innern aber wird es nicht eher ruhig, als bis das Dunkel, welches dieses Ereigniß umhüllt, aufgeklärt ist. Wenn Sie etwas wissen, so —“

„Wünschen Sie, daß ich es Ihnen mittheile, nicht wahr? Mein lieber Freund, wie ist es möglich, daß Gedanken an sie Ihre Seele beschäftigen können, während Sie —“

„Doch für nichts anderes Sinn haben sollten als für mein Glück“, fiel Wilhelm ein. „St.-Sue, man hat mir Galle in meinen Wonnebecher geträufelt.“

„Und diese Galle heißt Zweifel.“

„Nein, ich zweifle nicht, ich wünsche blos in Bezug auf Luciens Tod etwas Bestimmtes zu wissen.“

„Aber warum betrachten Sie es als etwas so Ausgemachtes, daß sie überhaupt todt sei? Sie kann ja ebenso gut noch leben.“

Wilhelm machte eine heftige Bewegung, wie um sich aufzurichten. St.-Sue ergriff ihn beim Arme und zwang ihn, still zu liegen.

„Ich versichere Ihnen, lieber Freund, daß ich sofort meiner Wege gehe, wenn Sie nicht mit kaltem Blut sprechen können.“

Wilhelm seufzte tief auf und sagte mit mühsam erkämpfter Ruhe:

„Es ist dies das zweite mal, daß Sie darauf hindeuten, Lucie sei nicht todt. Haben Sie denn Grund zu einer solchen Vermuthung?"

„Sie müssen doch verstanden haben, daß ich mir über einen solchen Gegenstand niemals einen Scherz erlaube."

„Nun, so sprechen Sie; sagen Sie alles. Sie ahnen nicht, wieviel davon abhängt, daß —

„Sie erfahren, ob Lucie noch lebt", fiel St.-Sue ein.

„St.-Sue, wo ist sie? Wie soll ich sie wiederfinden?" rief Wilhelm lebhaft.

„Diese Fragen, lieber Freund, kann ich nicht beantworten, weil ich blos weiß, daß sie nicht todt ist. Uebrigens lieben Sie ja Estelle; welches Interesse kann da Lucie für Sie haben?"

„Daß ich Estelle liebe, ist wahr; aber ebenso wahr ist, daß ich nicht eher Ruhe finde, als bis ich weiß, was Lucie zu jener spurlosen Flucht gerade in dem Augenblicke zwang, wo ich ihr die heiligsten Versicherungen meiner Liebe gegeben. Ach, St.-Sue, ich könnte ohne zu ermüden, die ganze Welt durchstreifen, dafern ich die Verlorene nur wiederfände. Ich fühle einen unwiderstehlichen Drang, von ihren Lippen eine Erklärung dessen zu hören, was jetzt gleich einer dunkeln Wolke meine Zukunft verhüllt. Wenn ich zu ihren Füßen mir Verzeihung dafür erbettelt, daß meine Seele mit wilder Leidenschaft sich einer andern zugewendet hat, dann erst kann ich wagen, mein Glück zu genießen."

Wilhelm fuhr sich mit der Hand über die fieberheiße Stirn und setzte dann hinzu:

„Ich würde ihr sagen, daß ich nicht aufhören kann, Estelle zu lieben, selbst wenn göttliche und menschliche Mächte es mir wehrten."

Der Marquis sah, daß dieses Thema Wilhelm zu

sehr aufregte, und erklärte daher bestimmt, daß er es nicht weiter fortsetzen werde. Als Wilhelm trotzdem hartnäckig darauf bestand, daß St.-Sue sage, was er wisse, antwortete dieser, er werde auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen, sobald Wilhelm besser sei.

St.-Sue verließ Stjernkrona ohne auf dessen Bitte zu hören. In Wilhelm's äußerm Zimmer traf er den Vicomte, der an die Thürpfoste gelehnt stand. Das Gesicht des jungen Mannes trug das Gepräge fester Entschlossenheit. Seine und des Marquis Augen begegneten sich.

Keiner von beiden sagte ein Wort. Sie gingen hinaus in den Saal, welcher Wilhelm's und des Marquis Zimmer trennte. Als sie hier angekommen waren, drehte der Vicomte sich nach St.-Sue herum und sagte:

„Sie hätten vielleicht weit klüger gehandelt, wenn Sie den Namen Luciens von Outrouville nicht ausgesprochen hätten. Sie haben damit in Ihrem Spiele einen schlechten Zug gethan. Sie wissen, daß sie todt sein muß."

„Das ist wol Ihr Wille, Vicomte, aber durchaus nicht der meinige. Der Augenblick muß wirklich nun bald da sein, wo man den Schleier, der die Vergangenheit bedeckt, ein wenig lüften kann. Möglich, daß Sie Ihrer Auffassung gemäß recht haben! Die Zukunft wird es lehren."

Der Vicomte machte mit der Hand eine Abschiedsgeberde. Der Marquis beantwortete dieselbe, und sie trennten sich.

Funfzehntes Kapitel.

Es vergingen einige Tage, während welcher weder Wilhelm noch St.-Sue über etwas anderes als gleichgültige Dinge sprachen.

Eines Abends, als St.-Sue sich wieder bei seinem Freund einfand, sagte dieser plötzlich:

„Kam es Ihnen nicht sonderbar vor, daß Graf Estrier so plötzlich starb?"

„Sonderbar? Nein, lieber Freund. Ueberhaupt kommt es mir weit sonderbarer vor, daß die Menschen leben als daß sie sterben."

„Der Graf starb aber ohne vorhergegangene Krankheit."

„Um dieses Glück beneide ich ihn. Er sah aber auch ganz so aus als ob der Schlag ihn rühren müßte."

„Sie betrachten es also als ausgemacht, daß er am Schlage starb?"

„Ich habe wenigstens keinen Grund, es zu bezweifeln. Vielleicht haben Sie aber eine andere Ueberzeugung, wie?"

„Marquis, ich habe gar keine."

Wilhelm schwieg. St.-Sue blätterte in einem Buch. Nach einer Weile hob Wilhelm wieder an:

„Glauben Sie immer noch nicht, daß die Zeit gekommen sei, wo Sie erklären können, auf welche Weise Sie erfahren haben, daß Lucie noch lebt?“

„O ja, warum nicht?“ entgegnete St.-Sue, indem er Wilhelm fest ins Auge faßte. „Sie scheinen mir wirklich so kaltblütig zu sein, daß man wagen kann, mit Ihnen zu sprechen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, Ihr ganzes Innere in Aufregung zu bringen. Sie lassen sich sonst leicht rühren wie ein Weib, lieber Baron. Wohlan, an demselben Tag, wo Lucie verschwand und Sie ebenso wie alle andern umherstreiften, um sie zu suchen, blieb ich zu Hause. Eine Ahnung sagte mir, daß ich hier die Lösung des Räthsels finden würde. Meine Ahnung täuschte mich auch nicht. Auf meinem Tisch fand ich wirklich einen an mich adressirten Brief.“

Der Marquis fuhr mit der Hand in die Brusttasche, zog ein zusammengebrochenes Papier hervor, und reichte es Wilhelm mit den Worten:

„Was dieser Brief enthielt, davon können Sie sich selbst überzeugen.“

Wilhelm erkannte sofort Luciens Handschrift. Er las:

„Marquis! Sie sind von meiner Kindheit an mein Freund gewesen, und ich halte es daher für meine Pflicht, Sie nicht in vollständiger Unkenntniß meines Schicksals zu lassen, besonders da ich fürchte, daß Sie außerdem Estelle die Schuld daran beimessen würden. Ich wünsche, Ihnen zu beichten.

„Von dem ersten Augenblick an, wo ich mit dem Baron Stjernkrona zusammentraf, faßte ich für denselben ein Interesse, welches so lebhaft war, daß es bei jedem mal, wo ich ihn wiedersah, an Stärke zunahm. Ich liebte ihn mit solchem Fanatismus, daß alles, was ihn betraf, für mich von höherm Werthe war als mein eigenes Leben. Die Gefahren, welchen er ausgesetzt ward, mußte ich abwenden, auch wenn es mir mein ewiges Wohlergehen gekostet hätte. Es gab nichts,

wovor ich zurückgebebt wäre. Meine Ruhe und, wie Sie sagten, mein sanftes Aeußere barg ein Herz, welches von den stärksten Leidenschaften erfüllt und der grenzenlosesten Entbehrungen fähig war.

„Dies, Marquis, erklärt, wie ich, die ich selbst ihn liebte, mit äußerlicher Ruhe zusehen konnte, wie eine andere das Herz gewann, für dessen Besitz ich mein zeitliches und ewiges Wohl dahingegeben hätte. Gleichwol hatte der Instinct mir gesagt, daß seine Seele nicht blos von Estellens, sondern auch von meinem Bild eingenommen war. Ich wußte, ohne erklären zu können wie, daß seine Gefühle zwischen mir und ihr getheilt waren. Trotzdem hielt ich mich zurückgezogen, bis eine Gefahr ihm drohte. Diese veränderte mein Verhalten vollständig. Was für eine Gefahr dies war, muß mein Geheimniß bleiben. Man gab mir einen Monat, um ihn dem Haß meines Bruders und Estellens Liebe zu entreißen. Ich mußte seine Liebe gewinnen oder er war verloren.

„Aber wie sollte mir dies gelingen, da er sich vollständig Estellens Einfluß überließ? Ich zitterte vor Furcht, daß sie siegen würde.

„Nun entschloß ich mich zu einer Unterredung. Am Morgen des Tags, wo er und Estelle sich treffen wollten, bat ich den Baron, mir ebenfalls eine Zusammenkunft zu bewilligen.

„Nach einem harten Kampfe mit mir selbst war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihm unverhohlen sagen, wie theuer er meinem Herzen war. Ich wollte zeigen, daß seine Liebe zu Estelle unbedingt mein Tod, ihre Schande und unser aller Unglück werden müßte.

„Ach, ich weiß nicht, wie ich meine Worte wählte. Ich weiß blos, daß ich die Wahrheit sprach und daß ich den Sieg gewann, den ich zu erringen wünschte. Ich bat ihn, sich eine Zeit lang mir nicht zu nähern, sondern ernst seine Gefühle zu prüfen, und wenn dieselben sich

für mich entschieden, wollten wir uns in drei Wochen an dem nämlichen Tage in dem japanischen Tempel treffen.

„Gestern früh fand diese Zusammenkunft statt. Ich bin nun wirklich die, welche er allein liebt.

„Marquis! Ich bin einige Stunden lang sehr glücklich gewesen. Nun aber muß ich meinen kurzen Glückseligkeitstraum büßen.

„Marquis! Wenn Sie dies lesen, bin ich verschwunden. Ich bin für die Welt todt und werde es stets bleiben. Daß ich lebe, muß, dafern Sie ein Mann von Ehre sind, der ein heiliges Vertrauen zu bewahren weiß, zwischen Gott, Ihnen und mir ein Geheimniß bleiben. In demselben Augenblick, wo Sie die Wahrheit verriethen, würden Sie eine Treulosigkeit gegen die Person begehen, welche sich blindlings auf Ihre Ritterlichkeit verläßt. Später einmal, wenn Jahre über diesen Ereignissen dahingerollt sind, haben Sie, wenn das Schicksal Sie mit ihm zusammenführt, und die Erinnerung an mich störend auf sein Glück und seinen Frieden einwirkt, das Recht, ihm zu sagen, daß Lucie nicht auf St.-Vincent starb.

„Jetzt aber, Marquis, dürfen Sie sich durch nichts bewegen lassen, zu verrathen, was ich Ihnen mitgetheilt. Sie würden dadurch endlose Leiden schaffen, denn suchte er mich auch überall, so würde ich mich doch lieber umbringen als ihn wiedersehen.

„Unternehmen Sie daher nichts, um meine Spur ausfindig zu machen. Sie sind der Einzige, dessen Scharfsinn ich bei den Nachforschungen fürchte, die man anstellen wird. Wären dieselben von Erfolg begleitet, so bliebe mir nichts weiter übrig, als Hand an mein eigenes Leben zu legen.

„Ach, ich habe schon so viel zu sühnen, daß ich Sie flehentlich bitte, das Register meiner Sünden nicht durch einen Selbstmord zu vermehren.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für die Freundschaft, welche Sie mir stets bewiesen. Uebertragen Sie einen Theil derselben auf meinen jüngern Bruder Philipp von Outrouville.

„Sollte der Lenker des Schicksals durch ein mir unerklärliches Mittel die Ursache meiner Handlungsweise an den Tag kommen lassen, so bemühen Sie sich, mich so schonend als möglich zu beurtheilen.

„Meine einzige Entschuldigung liegt darin, daß ich geliebt habe — daß er alles war, und daß alles nichts war, wenn es nicht er war. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken

Lucie."

Nachdem Wilhelm diesen Brief zu Ende gelesen, lag er lange unbeweglich da und stierte die verblichenen Schriftzüge an. Endlich wendete er sich zu St.-Sue und sagte:

„Ist das alles, was Ihnen bekannt ist, Marquis?"

„Ja, alles."

Wilhelm seufzte aus erleichtertem Herzen. Die dunkeln Wolken, welche auf seiner Stirn geruht, zerstreuten sich und schwanden allmählich. Man sah, daß seine Seele von einem peinlichen Gefühl befreit worden.

„Aber, mein bester Marquis", sagte er, „haben Sie wirklich im Laufe von neun Jahren nichts gethan, um sich zu überzeugen, wohin Lucie damals den Weg genommen? Hat Ihre rastlos unruhige Seele in Unthätigkeit bleiben können, während es sich um das Schicksal einer Dame handelte, die Sie so hoch verehrten?"

„Lieber Freund, Sie vergessen, daß in dem Briefe ausdrücklich steht, ich sollte durchaus keine Nachforschungen anstellen."

„Haben Sie für Ihre Person diesem Geheiß Folge geleistet?"

„Warum sollte ich das nicht thun, da mir meine

Vernunft gleich beim ersten Durchlesen des Briefs sagte, Lucie sei in ein Kloster gegangen? Sie ist ja todt für die Welt."

„Und nicht ermordet!" stammelte Wilhelm. Er reichte dem Marquis die Hand und setzte hinzu: „Haben Sie Dank, daß Sie meine Seele von der Hölle erlöst, die ich bisjetzt darin getragen. Ich kann nun wieder wagen, mich dem Glauben an die Zukunft und das Glück hinzugeben, welches mir so bezaubernd entgegenlächelt."

„Lieber Baron, mistrauen Sie der Zukunft und dem Glück gerade dann, wenn sie am meisten versprechen. Beide sind eins so treulos wie das andere."

Sechzehntes Kapitel.

Die Heilung der Wunde fing nun, nachdem der Patient in seinem Gemüth ruhiger geworden, an, schneller von statten zu gehen.

Nach Verlauf von abermals einigen Wochen war er so weit, daß er, auf einen Stock gestützt, im Zimmer umhergehen konnte.

Die Correspondenz zwischen ihm und Estelle ward nach seiner Unterredung mit St.-Sue mit großer Lebhaftigkeit geführt. Alles erschien ihm nun wieder hell und lächelnd. Seine Seele ward wieder von Liebe und Ehrgeiz erfüllt. Er träumte von Genuß und Auszeichnung.

Mit der Leichtigkeit, womit er sich gewöhnlich dem hinzugeben pflegte, was seiner Einbildungskraft schmeichelte, überließ Wilhelm sich nun ohne Widerstand dem Gaukelspiel der Illusionen. Seine kühne Zuversicht zu sich selbst und zu seiner Macht, das Schiff des Schicksals zu steuern, machte, daß er an der Verwirklichung dessen, was seine Phantasie ihm vorspiegelte, nicht zweifelte. Sein Schicksal war sein Charakter, und sein Charakter war ja von der Art, daß er ihn niemals zu einer

schlechten oder unedeln That verleiten konnte. Folglich mußte sein Schicksal reich sein an Glück und Erfolg.

Alle jene dunkeln Schatten, welche Nizama heraufbeschworen, waren zerstreut. Er glaubte nun zu wissen, daß sie Estelle auf verabscheuungswerthe Weise belogen. Lucie lebte, Lucie, die, wie er früher geglaubt, wilder Eifersucht zum Opfer gefallen.

Estelle war sonach nicht jener bezaubernde Dämon, der durch seine Schönheit und seine Reize berauschte, aber durch seine Verbrechen Entsetzen und Leiden um sich her verbreitete.

Daß Estelle an dem Tode ihres Gatten keinen Theil hatte, davon war Wilhelm nun fest überzeugt. Da Luciens Ermordung eine Erdichtung war, so konnte die des Grafen auch nichts anderes sein. Genug, die lebensfrische Zuversicht unsers Helden auf Zukunft und Glück war zurückgekehrt. Das Einzige, was ihn marterte, war, daß er unthätig bleiben mußte.

Am 14. October, als die Flotte endlich nach mehrmals wiederholten Befehlen des Königs in See ging, hatte Wilhelm seinen Platz an Bord des Admiralschiffs Gustav III. wieder eingenommen. Er hatte schon vorher dem Herzog seine Aufwartung gemacht, war von diesem aber sehr kalt und ungnädig empfangen worden.

Cellner dagegen war zum Cavalier Sr. königlichen Hoheit des Großadmirals ernannt worden, und sonnte sich in den Strahlen der fürstlichen Gnade.

Auch St.-Sue begegnete der Herzog mit einer Zurückhaltung, welche deutlich verrieth, daß er Vorurtheile gegen ihn hegte.

Der Franzose seinerseits verdoppelte nur seine Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit. Er schien die ungünstige Stimmung des Großadmirals gar nicht zu bemerken; ein Benehmen, welches auch Stjernkrona beobachtete.

Am 21. October kehrte das Geschwader nach Karlskrona zurück. Als die Flotte im November desarmirt ward, erhielten sowol St.-Sue als auch Wilhelm Befehl, den Herzog nach der Hauptstadt zu begleiten.

Am 19. November erfolgte die Abreise.

Siebzehntes Kapitel.

Der erste Besuch, welchen Wilhelm nach seiner Ankunft in der Hauptstadt abstattete, war natürlich bei Estelle.

Dieses Wiedersehen nach einer Trennung von so vielen Monaten und nach allen den Wolken, welche Wilhelm's Inneres umdüstert hatten, war ein Augenblick schwindelnden Glücks und Wonnetaumels.

Ihr kurzes Beisammensein gehörte zu jenen Augenblicken im Leben, wo der Mensch einen Theil der Glückseligkeit des Himmels erobert zu haben glaubt.

Als Wilhelm endlich sich genöthigt sah, Estelle Lebewohl zu sagen, um dahin zu gehen, wohin Pflicht und Dienst ihn riefen, hatte er von ihr das Versprechen erhalten, sie in einigen Tagen seinen Aeltern als seine Verlobte vorstellen zu dürfen. Welch eine Welt von Seligkeit barg die Zukunft!

Trotzalledem aber ward Estellens Herz von einer heftigen Angst ergriffen, als Wilhelm die Hand an das Thürschloß legte, um zu gehen. Als er den letzten lächelnden und liebevollen Blick auf sie warf, war es, als wenn jemand flüsterte:

„Du wirst den Wilhelm, der dich jetzt verläßt, niemals wiederfinden.“

Estelle wollte ihn zurückrufen, besann sich aber sofort wieder anders und lächelte im nächsten Augenblick selbst über ihre kindische Einbildung.

Als Wilhelm am Abend, nachdem er verschiedene Geschäfte besorgt, in seine Wohnung zurückkehrte, meldete ihm sein Diener, daß die Zofe der Gräfin von Estrier mit ihm zu sprechen wünsche.

Wilhelm glaubte ganz bestimmt, sie bringe ihm eine Botschaft von Estelle, und befahl dem Diener, sie sofort vorzulassen.

Estelle hatte außer Nizama noch eine französische Zofe, und Wilhelm erwartete diese zu sehen.

Er war daher nicht wenig überrascht, als Nizama vor ihm stand.

Der Anblick der Negerin machte einen peinlichen Eindruck auf ihn. Er dachte wieder an die von ihr gegen Estelle erhobenen Beschuldigungen, und fühlte seinen Zorn erwachen.

„Was hast du mir von deiner Herrin zu melden?“ fragte Wilhelm kurz und sah die alte Negerin mit Augen an, die ebenso finster waren wie die ihrigen.

„Nichts“, antwortete Nizama.

„So, dann kommst du wahrscheinlich, um die abscheuliche Anklage zu widerrufen, die du gegen deine Herrin zu erheben gewagt.“

„Nein, Herr Baron, ich komme um diese Anklage zu bekräftigen — dann kann ich sterben. Ich habe dann meine Sendung hier auf Erden erfüllt. Ich habe deswegen so lange gelebt, weil Gott nicht wollte, daß das Verbrechen ungestraft bleibe.“

Wilhelm ward bleich.

„Bedenke, was du sprichst, denn du wirst es büßen müssen!“ rief er. „Merke wohl, du wagst dem Wesen,

welches mir hier auf Erden das Theuerste ist, Thaten beizumessen, die so schwarz sind wie die Nacht."

„Ich weiß es", entgegnete die Negerin; „hier aber ist der Beweis, daß ich die Wahrheit gesprochen."

Nizama reichte Wilhelm ein zusammengefaltetes Papier.

Er stieß ihre Hand zurück und rief:

„Welchen Beweis du auch vorbringst, so kann ich demselben doch nicht glauben. Du hast deine Herrin belogen, ich weiß es. Ich wünsche durch dich nichts zu erfahren. Geh' daher deines Wegs!"

„Herr Baron, ich gehe nicht eher, als bis Sie dies gelesen haben. Weigern Sie sich, dies zu thun, so muß ich es Ihnen vorlesen."

„Ich werde dich hinausführen lassen", sagte Wilhelm kurz und bestimmt. „Du hast dich erdreistet, zu behaupten, Frau von Estrier habe nicht blos ihren Gemahl, sondern auch ihre Schwägerin vergiftet."

„Und ich habe die Wahrheit gesprochen."

„Wagst du wirklich zu sagen, Fräulein Lucie sei an Gift gestorben?"

„Das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß sie durch Madame aus dem Wege geschafft worden."

„Beweise das, wenn du kannst!" rief Wilhelm heftig.

„Wenn Sie diese Zeilen gelesen haben, Herr Baron, werde ich es thun."

Sie reichte Wilhelm wieder das Papier hin, er blieb aber unbeweglich.

Nun faltete Nizama es langsam auseinander und las:

„Ich sterbe, nachdem ich ein von meiner Gattin, Estelle von Estrier, vergiftetes Glas Limonade getrunken.

Charles von Estrier."

Wilhelm riß Nizama das Papier aus der Hand und rief vor Zorn bebend:

„Das ist eine niedrige Intrigue; diese Zeilen sind gefälscht!“

„Herr Baron, der Marquis St.-Sue kennt die Handschrift des Grafen. Durch ihn oder durch Madame selbst können Sie sich überzeugen, ob eine Fälschung stattgefunden habe“, antwortete Nizama.

Wilhelm stierte die Zeilen an, deren Inhalt ein so entsetzlicher war. Unter dem Namen des Grafen prunkte das gräfliche Wappen, wie um die Echtheit der Schrift zu bekräftigen.

Es trat ein unheimliches Schweigen ein, welches mehrere Augenblicke dauerte. Dann hob Wilhelm in dumpfem Tone wieder an:

„Wie ist diese Schrift in deine Hände gekommen?“

„Darüber werde ich Ihnen sofort Aufschluß geben, Herr Baron. An demselben Tage, wo Fräulein Lucie mit Ihnen die Unterredung in dem japanischen Tempel hatte, hieß es, der Graf und die Gräfin wären verreist. Dies war aber nicht wahr. Sie hatten sich miteinander in die Zimmer des Grafen eingeschlossen. Was dort zwischen ihnen vorging, weiß ich nicht. Gegen Abend klingelte Madame. Sie war jetzt in ihre Zimmer zurückgekehrt. Als ich eintrat, war sie sehr aufgeregt und ging im Zimmer auf und ab. Sie gab mir ein Billet und befahl mir, es sogleich zum Fräulein zu tragen. Einige Augenblicke später sah ich diese auf dem Wege zu Madame. Ich hatte auf diesem Mazulip so vieles mit angesehen und gehört, daß ich von Angst und Bangigkeit ergriffen ward. Ich fürchtete Gefahr für die Tochter meiner verstorbenen geliebten Herrin. Meine Unruhe bewog mich, mich in den Salon der Gebieterin und bis an die Thür zu schleichen, hinter welcher sie und das Fräulein sich befand. Ich legte das Ohr an das Schlüsselloch. Madame sprach aber so leise, daß ich nicht unterscheiden konnte, was sie sagte. Von Zeit zu Zeit ward sie durch

Schluchzen unterbrochen. Endlich hörte ich das Fräulein ausrufen:

„«O mein Gott, dann ist also alles vergebens!»

„«Ja, so vergebens, daß selbst die Mutter Gottes, wenn sie von ihrem Himmel herabstiege, ihn nicht retten könnte!» antwortete Madame.

„Das Fräulein sprach nun noch lange und eindringlich, aber ohne daß ich ein einziges Wort erhaschen konnte. Blos einmal hörte ich sie zur Antwort auf etwas, was Madame gesagt, entgegnen: «Estelle, hab' Erbarmen! Hab' Mitleid und schone mich!»

„«Sprich nicht von Schonung!» rief Madame in einem Tone, bei welchem ich erbebte. «Was ist der Tod gegen die Hölle, die du mir bereitet!»

„In demselben Augenblick klirrte etwas, gerade als ob ein Glas zerschlagen würde. Fräulein Lucie sagte mit bebender Stimme:

„«Schenke mir nur noch diese Nacht. Morgen soll es dir freistehen, dieses Leben zu nehmen, dem du ein Ziel setzen willst, wenn du dann noch dabei bleibst, ein solches Verbrechen begehen zu wollen. Ich werde dich nicht daran hindern.»

„Einige Augenblicke darauf verließ das Fräulein das Zimmer der Gräfin. Als sie an mir — ich hatte mich hinter eine Gardine versteckt — vorbeiging, erschrak ich über ihre Blässe. Ich wollte mich sofort zu dem Marquis begeben, um ihm zu sagen, was ich mit angehört, aber alle Ausgänge aus dem Hauptgebäude waren verschlossen. Sogar die Treppenthüren zu dem untern Stockwerk waren gegen die Gewohnheit zurückgeschlagen, und es war daher unmöglich, in den Flügel zu gelangen, wo sie und der Marquis wohnten.

„Am nächstfolgenden Morgen war das Fräulein verschwunden und der Graf todt. Was weiter folgte, wissen Sie.

„Nach Ihrer Abreise von St.-Vincent gab Madame Befehl, alle Anstalten zu treffen, um die Insel bei der ersten passenden Gelegenheit verlassen zu können.

„Kaum war dieser Befehl ertheilt, als der Kammerdiener und Favoritneger Asthon sich bei unserer Herrin einfand und unter vier Augen mit ihr zu sprechen begehrte. Nach dieser Unterredung wurden die Anstalten zur Abreise sofort wieder abbestellt und Madame blieb auf Mazulip. Zwei Jahre später starb Asthon.

„Als er in den letzten Zügen lag, rief er mich zu sich. Er übergab mir dies in den letzten Augenblicken des Grafen geschriebene Papier und nahm mir das heilige Versprechen ab, es Ihnen zuzustellen, dafern Madame nach seinem Tode St.-Vincent verließe und Sie aufsuchte.

„Er sagte mir auch, daß der Graf, gleich nachdem er das auf seinem Nachttisch stehende Glas Limonade getrunken, unwohl geworden.

„Er hatte nur noch diese Zeilen schreiben können, und dann Asthon einige Befehle ertheilt, welche dieser mit einem heiligen Eide geloben mußte, zu vollziehen. Dann starb er. Die von ihm ertheilten Befehle lauteten dahin, daß Madame weder die Insel verlassen, noch ein Ehebündniß mit Ihnen eingehen dürfe. In einem wie in dem andern Falle sollte Asthon die von dem Grafen niedergeschriebene Anklage vorzeigen und drohen, dieselbe Ihren Händen oder denen des Gerichts zu überantworten. Asthon fügte mit sterbender Stimme hinzu, er wisse auch bestimmt, daß Madame Fräulein Lucie aus dem Wege geschafft habe.

„Nun, Herr Baron, können Sie dieses Papier behalten. Sie werden nicht wagen, eine Mörderin zu ehelichen."

Nizama schwieg.

Wilhelm hatte sich auf ein Sofa niedergeworfen. Er

saß mit dem Kopf auf die Hände niedergebeugt da — ein Bild der Verzweiflung. Als Nizama fertig war, sagte er, ohne seine Stellung zu verändern:

„Geh, verlaß mich."

Die Negerin gehorchte.

Achtzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage ward Wilhelm zum König gerufen. Er hatte die Nacht, ohne einen Augenblick zu schlafen, in seinem Zimmer auf und abgehend zugebracht.

Während er sich bei dem Monarchen befand, zählte Estelle die Minuten, bis die Stunde schlagen würde, wo sie den Geliebten erwarten könnte.

Freudig wie die lächelnde Hoffnung hatte sie den Tag begrüßt. Sie sollte Wilhelm wiedersehen. Alle Unruhe und Furcht vor der Zukunft, wovon sie bisjetzt gemartert worden, war nun verschwunden.

Endlich meldete der Diener den Baron Stjernkrona.

Im nächsten Augenblick stand Wilhelm in voller Uniform vor Estelle. Er kam vom König. Er war bleich wie der Tod, und sein Blick war düster. Ohne die ihm entgegengestreckte Hand zu ergreifen, sagte er in so kaltem Tone, daß dieser seinen ganzen frischen Klang verloren hatte.

„Ich bitte Sie, Madame, mich zu entschuldigen, wenn meine Miene und meine Art und Weise heute anders ist als gewöhnlich. Der Grund davon ist dieser.“

Mit diesen Worten hielt er Estelle die von dem Grafen von Estrier geschriebenen Zeilen vor die Augen.

„Kennen Sie diese Handschrift?" setzte er hinzu.

Estelle warf einen einzigen Blick auf das Papier, sprang dann mit einem durchdringenden Schrei empor, und faßte krampfhaft Wilhelm's Arm.

„Heilige Mutter Gottes, erbarme dich über mich Unglückliche!" murmelte sie dann und sank auf die Knie nieder, während sie das Gesicht in den Händen barg.

Einen Augenblick lang betrachtete Wilhelm sie, worauf er mit gewaltsamer Anstrengung die Worte stammelte:

„Behalten Sie den Beweis Ihres Verbrechens! Möge der Höchste Ihnen verzeihen! Ich will das Böse, was Sie gethan, zu vergessen suchen."

Mit diesen Worten eilte er nach der Thür; gerade aber als er dieselbe hinter sich schließen wollte, sprang Estelle auf und rief:

„Bleiben Sie; ich bin unschuldig!"

Wilhelm drehte den Kopf herum. Er warf einen Blick, einen Blick des Mitleids auf sie und sagte blos:

„Zu spät."

Die Thür schloß sich. Wilhelm hörte einen durchbohrenden Schrei, einen Schrei, der einen so hohen Grad von Schmerz und Verzweiflung verrieth, daß er durch Mark und Bein ging.

Wilhelm entfloh aus diesem Haus, wo all sein Glaube und alle seine Hoffnungen auf so entsetzliche Weise Schiffbruch gelitten.

Estelle hatte bei Wilhelm's Worten: „Zu spät!" einen so gewaltigen Schmerz empfunden, daß es ihr war, als sei ihr Herz gebrochen. Jener Aufschrei namenloser Verzweiflung, der ihren Lippen entfuhr, war auch der einzige Ausbruch, welcher folgte. Sie war nicht im Stande, Wilhelm nachzueilen, sondern blieb unbeweglich stehen, wie vom Donner gerührt, und mehr einem leblosen Bild als einem lebenden Wesen ähnlich.

Sie konnte nicht weinen, nicht klagen. Sie war wie zermalmt von dem unerwarteten Schlag, der sie gerade in dem Augenblick getroffen, wo das Glück ihr am verheißungsvollsten entgegengelächelt.

Estelle hatte einen starken Körper und starke Nerven. Sie verlor weder Besinnung noch Verstand.

Sie hatte die Hände auf die Brust gedrückt, wie um nicht noch einen Angstruf sich den Weg aus der Hölle von Qualen bahnen zu lassen, in welche ihr Inneres sich nun verwandelt.

Auf den gellenden Schrei kam Nizama herbeigestürzt und fragte, ob Madame krank sei.

Als Estelle die Stimme der Negerin hörte, zuckte sie zusammen, und ihre Hände sanken schlaff herab. Mit einem Ton, der etwas Bebendes hatte, antwortete sie ein einsilbiges Nein, und machte mit der Hand eine zurückweisende Bewegung.

Als sie wieder allein war, nahm sie das unglücksschwangere Papier vom Tisch, auf welchen Wilhelm es gelegt, und murmelte:

„Es gibt also keinen Winkel in der Welt, wohin nicht der Haß und die Rache mir folgte. Jetzt hat Gottes Hand mich auf furchtbare Weise getroffen.“

Ein Seufzer, in welchem eine ganze Welt von Leiden lag, hob ihre Brust. Es war ein Seufzer, der ausdrucksvoller war als Fluten von Thränen. Er verkündete, daß es Unglücksschläge gibt, für welche die Thränenquelle versiegt ist und bleibt; denn sie kann keine Linderung bringen. Der Wahnwitz wäre ein Glück für den, der davon getroffen wird.

Estelle faltete mit zögernder Bewegung das Papier zusammen, als ob sie sich überzeugen wollte, daß es nicht ein entsetzlicher Traum sei, der sie marterte, sondern eine Wahrheit; daß diese Anklage ihr von dem einzigen Wesen vorgehalten worden, welches sie auf Erden geliebt, — dem einzigen Menschen, an dem ihre ganze Seele mit

all dem Guten und Bösen hing, woraus sie zusammengesetzt war; dem einzigen, um dessentwillen sie ein Engel an Liebe und Güte hatte werden wollen, zu dessen Füßen sie ohne Klage ihren letzten Seufzer ausgehaucht hätte, von dessen Hand sie hätte sterben wollen, dafern nur ihr brechendes Auge noch einen Blick der Liebe von ihm erhalten.

Die Erde kannte keine Leiden, keine Entbehrungen, und keine Aufopferungen, welchen Estelle sich nicht mit Freuden unterworfen haben würde, um sich das Glück zu erkaufen, von ihm geliebt zu werden.

Und nun stand sie da — verachtet, verstoßen und gebrandmarkt als Verbrecherin, und zwar durch ihn, beraubt seiner Liebe, seines Erbarmens; dem einzigen Unglück preisgeben, welches Estelle als ein solches erkannte, — dem Verlust seiner Zärtlichkeit!

Ihr Unglück war so groß, daß dadurch das schwerste Verbrechen gesühnt worden wäre; so glaubte sie.

Als sie die letzte Falte des unheimlichen Testaments ihres Gatten zusammenbrach, meldete der Diener den Marquis St.-Sue.

Ein Hoffnungsstrahl zuckte über ihr Antlitz.

„Heilige Mutter Gottes, sendest du mir diesen Mann zur Rettung?" flüsterte sie. „Muth, Muth, mein armes Herz!" setzte Estelle in Gedanken hinzu. „Es ist der letzte verzweifelte Kampf, den ich kämpfen werde. Ich muß siegen oder vernichtet werden."

Sie fuhr sich mit beiden Händen über die Stirn, um die äußern Anzeichen ihres innern Jammers zu verscheuchen; aber vergebens.

Selbst die weichste und schönste Hand kann nicht das Brandmal hinwegwischen, welches der Gram unsern Zügen aufdrückt. Ebenso wenig war Estelle im Stande, ihren Lippen auch nur das matteste Lächeln abzupressen.

Trotz aller ihrer Bemühungen stand deutlich in ihrem

Gesicht zu lesen, wie jede Fiber ihrer Seele vor Schmerz bebte. Auch waren St.-Sue's erste Worte:

„Sind Sie krank, Madame?“

„Nein, Marquis, ich bin nicht so glücklich, unwohl zu sein! Ich bin gesund, — ich bin unglücklich. Unser Kampf ist nun beendet. Die Ueberwundene setzt Sie davon in Kenntniß. Sie haben gesiegt, ich bin zermalmt.“

Es gibt kalt und ruhig ausgesprochene Worte, welche gleichwol mehr Kummer und Verzweiflung verrathen als die wildeste Klage. Dies war der Fall mit denen, welche Estelle jetzt sprach.

Das Lächeln verschwand von den Lippen Estellens. Mit Verwunderung betrachtete er die schöne Frau. Sie hob wieder an:

„Sie sagten einmal: «Ehe Stjernkrona Frau von Estrier als Braut zum Altar führt, jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf.» Wohlan, Marquis! Sie haben dies überflüssig gemacht. Stjernkrona hat Estelle von Estrier verstoßen. Sind Sie nun zufrieden?“

Ihre Lippen bebten.

„Madame, ich vermag nicht, die Bedeutung Ihrer Worte zu fassen“, sagte St.-Sue mit der Miene der Ueberraschung.

„Nicht!“ rief Estelle leidenschaftlich, indem sie das Blatt, welches sie in der Hand hielt, emporhob. „Wie viel haben Sie bezahlt, um dieses Papier in Ihre Hände zu bekommen? Sie haben es meinen elenden Sklaven abgekauft, um damit einen Sieg zu gewinnen, der gräßlicher ist als alle, welchen Sie als Krieger beigewohnt.“

„Sie sprechen in Räthseln. Meine einzige Antwort ist: Ich habe niemals etwas gekauft, oder mit irgendetwas oder irgendjemand gewuchert, um Ihnen zu schaden. Ich habe blos gewünscht, Ihrem unglückseligen Einfluß auf einen Mann, den ich verehre, entgegenzuarbeiten.“

„Marquis, hören Sie auf, den Ritterlichen zu spielen; denn alles klagt Sie des Gegentheils an. Sie haben mir nur allzu oft zu verstehen gegeben, was Sie von mir denken, als daß ich in dem, was geschehen ist, nicht Ihre Hand wiedererkennen sollte. Sie haben sich nicht gescheut, mich zu beschuldigen, den Mann, dessen Namen ich trage, ums Leben gebracht zu haben. Wohlan, dann sind sonach Sie es, der dieses Papier entweder von Nizama oder Pierre gekauft hat."

St.-Sue streckte die Hand aus, um das Papier zu ergreifen, und sagte:

„Ich bin mit Nizama in keinerlei Berührung gekommen, und was dieses Papier betrifft, so ist der Inhalt desselben mir gänzlich unbekannt."

Estelle zog die Hand zurück.

„Schwören Sie mir dies bei Ihrer Ehre?"

„Ich schwöre es bei meiner Ehre als Edelmann."

„Können Sie auch beschwören, daß Sie nicht wissen, was zwischen mir und Stjernkrona vorgegangen ist?"

„Ja, das kann ich. Gestern, als ich mit ihm zusammentraf, war er so glücklich, daß die Erde keinen Glücklichern zu tragen schien."

Estelle schauderte. Mit gewaltsamer Anstrengung hob sie wieder an:

„Wenn es wahr ist, daß Sie an dem Geschehenen unschuldig sind, so beweisen Sie mir dies dadurch, daß Sie ein einziges mal als mein Freund handeln."

„Was Sie da verlangen, Madame, ist unmöglich", entgegnete der Marquis. „Sie glauben nicht an die Freundschaft, und ich kann nicht Ihr Freund sein. Als Feind werde ich gleichwol Ihre Wünsche mit dem größten Vergnügen erfüllen, wenn es nämlich in meiner Macht steht."

„Marquis, ich habe Sie gehaßt, weil Sie mich einmal demüthigten. Ich habe gewünscht, Sie dafür strafen zu können; aber dies ist mir nicht gelungen. Es

gibt deshalb keinen Menschen, dessen Güte anzuflehen für mich demüthigender wäre, und gleichwol sehen Sie mich jetzt zu Ihren Füßen."

Estelle warf sich vor ihm auf die Knie nieder und fuhr in leidenschaftlichem Tone fort:

„Ich bitte um Ihren Beistand. Ich klammere mich an Sie fest, und bettele im Staube, bis Sie mich erhört haben."

St.-Sue bückte sich, um sie aufzuheben, und sagte:

„Madame, um Gottes willen nicht so! Wenn ich Ihre Bitte erfüllen kann, so brauchen Sie nicht zu bitten, im entgegengesetzten Falle —"

Estelle stieß seine Hände zurück und unterbrach ihn mit Schmerz:

„Sie können es, sonst würde ich nicht bitten."

„Wer weiß?"

Wieder versuchte St.-Sue sie zu bewegen, ihre kniende Stellung zu verlassen.

„Lassen Sie mich!" rief Estelle. „Ich bleibe zu Ihren Füßen liegen, bis Sie versprochen haben, mir Gelegenheit zu verschaffen, Stjernkrona ein einziges mal wiederzusehen und mit ihm zu sprechen. Marquis, es ist mehr als mein Leben, was ich von Ihnen begehre!"

„Und das Einzige, was Sie vergebens von mir begehren werden", antwortete St.-Sue. „Sie sind ohne meine Einmischung von Stjernkrona geschieden, und durch meine Einmischung sollen Sie nicht wieder zusammengeführt werden. Merken Sie wohl, Madame, wenn Sie auch Ihr ganzes Leben lang darum bäten, so würde meine Antwort doch stets eine Weigerung bleiben. Ich beschwöre Sie daher, stehen Sie auf!"

Langsam erhob sich Estelle. Sie faßte sich krampfhaft am Kopfe und stöhnte:

„Dann gibt es also niemand, der Erbarmen mit mir hätte!"

„Ich hätte kein Erbarmen mit Ihnen und dem Baron,

wenn ich Ihrer Bitte willfahrtete. Der Schlag, der Sie jetzt getroffen, hätte Sie doch früher oder später ereilen müssen. Da Sie nun einmal davon getroffen worden, so wäre es vergeblich, das Geschehene ändern zu wollen. Unser Schicksal ist, die Strafe für unsere Fehler zu leiden."

Estelle heftete die Augen auf St.=Sue und sagte mit beinahe lautloser Stimme:

„In diesem Augenblick bin ich so unglücklich, daß ich nicht einmal Kraft oder Muth besitze, Ihrer Grausamkeit zu fluchen. Gehen Sie! Verlassen Sie mich! Es wird ein Tag kommen, Marquis, wo Sie bereuen; aber dann wird es zu spät sein. Sie haben ein unglückliches Weib zu Ihren Füßen gesehen, und die Bitte desselben nicht erhört. Sie sind ein Mann ohne Herz."

„Aber ein Mann von Ehre, Madame."

Mit diesen Worten verneigte sich St.=Sue und ging.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Stunde nach St.-Sue's Entfernung setzte Estelle sich nieder und schrieb einen Brief. Er war an Wilhelm gerichtet und sehr lang. Sie sprach aus der Tiefe ihres Herzens, ohne Rückhalt und ohne ihre Handlungen auf irgendeine Weise zu beschönigen. Es war ein Selbstbekenntniß, sowie es von einem Herzen ausgehen kann, welches nur ein Bedürfniß hat, nämlich das, die Wahrheit zu sprechen.

Als sie mit dem langen Schreiben fertig war, sendete sie es ab.

Kaum eine halbe Stunde darauf kam der Bote mit der Antwort zurück. Estellens Hand bebte vor Hast und Ungeduld, während sie das Couvert erbrach. Ihr eigener Brief fiel aus demselben heraus und außerdem einige Zeilen folgenden Inhalts:

„Madame!

„Ich bitte Sie inständig, ersparen Sie uns beiden die Demüthigung eines Briefwechsels. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen Ihre Briefe zurückzusenden. Ich kann von der Witwe des Grafen Estrier keinen Brief annehmen. Sie ist eine mir fremde Person, mit welcher ich

in keiner Berührung stehen will. Ihre Verbrechen haben Estelle aus den Reihen der Lebenden verschwinden lassen.

„Wenn Sie dies empfangen, habe ich die Hauptstadt verlassen. Getrennt von allem, was mich an die Vergangenheit erinnert, werde ich dieselbe auch aus meiner Erinnerung zu tilgen suchen. Sie haben auf eine furchtbare Weise in mein Schicksal eingegriffen. Begnügen Sie sich daher mit der Gewißheit, daß Sie mir Frieden und Glück auf immer geraubt haben. Leben Sie wohl, wenn es möglich ist; dies wünscht

Wilhelm Stjernkrona."

Wenn du, lieber Leser, dich in einen Charakter, wie der Estellens, hineinzudenken vermocht hast, so kannst du dir eine wenn auch nur schwache Vorstellung von dem Eindruck des Briefs machen. Bist du es nicht im Stande, so ist es auch überflüssig, weiter davon zu sprechen.

Estelle war nach dem Lesen dieser Zeilen, welche ihr den letzten Schimmer von Hoffnung raubten, noch nicht wieder zu Athem gekommen, als ihr Diener mit einem zweiten Brief eintrat. Derselbe war von St.-Sue und lautete:

„Madame!

„Sie haben jetzt Gelegenheit, die Echtheit Ihrer Liebe zu Stjernkrona zu beweisen.

„Ist dieselbe das, wofür ich sie stets angesehen, nämlich eine wilde, zügellose Leidenschaft, welche nur solange gedeiht und Kraft behält, als sie befriedigt wird, sich aber, sobald sie auf Widerstand stößt, in Haß verwandelt, dann werden Sie diese Gelegenheit unbenutzt lassen. Lieben Sie dagegen mit den edlern Trieben des Herzens, und ohne an sich selbst und Ihre Leiden zu denken, dann will ich Ihnen einen Weg zeigen, um dies an den Tag zu legen.

„Die Sache ist ganz einfach die, daß das geheimnißvolle Auftreten des Vicomte von Outrouville in Karlskrona unter einem andern Namen die Unannehmlichkeit zur Folge gehabt hat, daß nicht blos ich, sondern auch Stjernkrona in den Verdacht einer nicht streng ehrenwerthen Denkweise gerathen sind.

„In einer Zeit, wo so viel Verrätherei obwaltet, darf man sich vielleicht nicht wundern, wenn der König mistrauisch geworden ist, besonders wenn eine solche Veranlassung dazu vorliegt, wie es der Fall mit dem Vicomte ist.

„Vergangenes Jahr fiel der Verdacht blos auf mich. Se. Majestät widmete demselben damals übrigens keine sonderliche Aufmerksamkeit.

„Gegenwärtig aber hat der Verdacht einen andern Charakter angenommen, und man hat gewagt, einen Schatten auf Stjernkrona zu werfen.

„Gestern ward er zum König gerufen. Er bekam von diesem einen ernsten Verweis, und ward bis auf weiteres seines Dienstes bei dem Herzog enthoben.

„Vor einer Stunde verließ Stjernkrona die Hauptstadt. Morgen wird man sich bei Hofe und überall anderwärts ehrenkränkende Zuflüsterungen erlauben, dafern der König nicht über das wahre Sachverhältniß aufgeklärt wird. Ich bin, wie Sie wissen, durch ein Gelübde gebunden und muß daher schweigen. Etwas weiteres füge ich nicht hinzu, sondern unterzeichne als Ihr unterthäniger

Jules St.-Sue."

Diesen Abend war Estelle im Abendcirkel der Königin sichtbar. Sie hatte eine längere Unterredung mit dem König.

Das Ergebniß dieser Unterredung zeigte sich schon am folgenden Tage, als St.-Sue zum Monarchen gerufen ward, der ihm in seinem scherzhaftesten Tone mittheilte, daß es ihm nun gelungen sei, vollständigen Aufschluß

über die politischen Umtriebe des Vicomte von Outrouville zu erhalten.

Einige Zeit darauf erhielt der Marquis den Schwertorden. Se. Majestät sprach bei allen Gelegenheiten mit großem Lobe von dem abwesenden Stjernkrona, sodaß selbst die Uebelwollendsten und Neidischsten nicht die entfernteste Veranlassung hatten, von Ungnade oder dergleichen zu flüstern.

Einige Tage nachdem Estelle bei Hofe erschienen war, verbreitete sich das Gerücht, daß sie gefährlich erkrankt sei.

Das Gerücht war begründet. Zum ersten mal in ihrem Leben ward sie von körperlichen Schmerzen heimgesucht.

Der Tod hatte seine Arme ausgestreckt, um die schöne Frau darein zu schließen, und allen den Leiden, welche sie jetzt zu ertragen hatte, ein Ende zu machen; Jugend und Kraft aber wollten nicht gutwillig dem Sensenmann den schönen Raub lassen, sondern kämpften mit ihm darum aufs hartnäckigste.

Zwanzigstes Kapitel.

Im Januar 1790 trafen Wilhelm und St.-Sue sich wieder in Karlskrona. Kaum sechs Wochen waren vergangen, seitdem der Marquis dem Baron in Stockholm Lebewohl gesagt, und gleichwol war diese kurze Zeit hinreichend gewesen, um in seinem Aeußern eine vollkommene Veränderung zu bewirken.

Wenn Wilhelm eine schwere und gefährliche Krankheit durchgemacht hätte, so hätte dieselbe keine größern Verheerungen zurücklassen können.

Der Marquis mit seinem feinen Takt und seiner sichern Auffassung, erlaubte sich keine Bemerkungen, sondern that als ob er nichts gewahrte; ein Beispiel, welchem Wilhelm's Kameraden keineswegs folgten. Sie wurden im Gegentheil niemals müde, ihr Erstaunen darüber auszudrücken, wie abgezehrt er aussähe u. s. w.

Die große Thätigkeit, welche auf dem Schiffswerft und überall in Karlskrona herrschte, riß Wilhelm so mit sich fort, daß ihm keine Zeit zum Grübeln übrig blieb.

Er hatte sich von jeher durch großen Eifer in allem, was ihm oblag, ausgezeichnet; jetzt aber konnte man sagen, daß er nicht blos für sich, sondern auch für

andere arbeitete. Er fürchtete gleichsam auch nur eine einzige Stunde Ruhe.

Die Ausrüstung der Flotte ward mit unglaublicher Schnelle betrieben. Schon im März begann man mit dem Takeln der Schiffe. Die Armirung ward vom 14. März bis zum 10. April ins Werk gesetzt. Am 24. desselben Monats wurde die Mannschaft gemustert und eingetheilt.

Einige Tage vorher war Se. königliche Hoheit der Großadmiral angelangt, und seine Flagge ward auf dem Admiralsschiff Gustav III. aufgehißt.

Am Abend desselben Tags erhielt St.-Sue einen Brief mit der Post von Frau von Estrier. Der Inhalt lautete:

„Marquis!

„Noch kämpfen Leben und Tod um mich. Wessen Beute ich sein werde, ist noch unentschieden. Ich sende Ihnen deshalb den inliegenden Brief. Er kann von Nutzen sein, im Fall von dem, der ihn geschrieben, ein Angriff auf die Ehre des Barons Stjernkrona gewagt werden sollte. Leben Sie wohl, Marquis. Sie sind als Sieger aus unserm Kampf hervorgegangen, wir werden uns in diesem Leben nie wiedersehen. Mögen Sie auch als Sieger aus dem jetzt bevorstehenden Kampf hervorgehen; dies wünscht

Estelle von Estrier."

Eine lange Weile saß der Marquis da, und betrachtete nachdenklich diese Zeilen. Dann sprang er auf und rief in heiterm Tone:

„Du hast recht, wir werden uns nie wiedersehen! Nachdem der Kampf zwischen uns beendet ist, werde ich sicherlich die Kugel finden, die ich so lange vergebens gesucht."

Er warf einen Blick auf den Brief, welcher den Estellens begleitete. Als er denselben durchflogen, sagte er lachend:

„Ah, Herr Lieutenant Cellner, nun werde ich Ihnen Gesetze dictiren. Es müßte schlimm gehen, wenn es mir nicht gelänge, Ihre Intriguen in den Grund zu bohren."

Am nächstfolgenden Morgen begegneten sich Cellner und St.=Sue in der Batterie. Letzterer begrüßte den Günstling des Großadmirals ganz höflich und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Herr Lieutenant, schenken Sie mir einige Minuten; ich wünsche Ihnen ein paar Worte zu sagen."

Cellner, der den Franzosen gleichzeitig haßte und fürchtete, war, wenn der Zufall sie zusammenführte, stets sehr zuvorkommend gegen ihn, und antwortete daher, daß er, wenn seine Zeit auch noch so knapp wäre, es doch stets als ein Glück betrachten würde, dem Marquis St.=Sue einige Augenblicke opfern zu können.

„Ich danke Ihnen", antwortete St.=Sue. „Es sind eigentlich nur ein paar Fragen, die ich an Sie zu thun wünsche. Sind Sie immer noch Stjernkrona's Freund?"

„Marquis, ich hoffe, daß es hierauf eigentlich gar keiner Antwort bedarf. Sie sollten mich nun hinreichend kennen, um zu wissen, daß ich von festem Charakter und ein treuer Freund bin."

„Nun, können Sie dann vielleicht als Stjernkrona's treuer Freund mir Auskunft geben, wer dies da geschrieben hat?"

Der Marquis zeigte Cellner die ersten Zeilen des Briefs, welchen Estelle ihm gesendet. Bei diesem Anblick erblaßte der Lieutenant. St.=Sue lachte, faltete das Blatt wieder zusammen und fuhr in scherzendem Tone fort:

„Herr Lieutenant, Sie werden künftighin wohlthun, wenn Sie sich hüten, aus Freundschaft gegen Stjernkrona zu intriguiren. Bei dem ersten Versuch, den Sie in dieser Beziehung machen, lege ich diese erbauliche Epistel ganz unterthänig in die Hände Sr. Majestät des Königs. Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten."

Mit diesen Worten entfernte St.-Sue sich von dem bestürzten Cellner.

Vier Tage später, am 28. April, war die Kriegsflotte fertig, in See zu stechen, ward aber durch widrigen Wind am Auslaufen gehindert.

Am 30. sprang endlich der Wind nach Osten um.

Als die Flotte sich auf der Höhe von Rågerrik befand, erfuhren alle Schiffscommandanten durch Mittheitheilung vom Großadmiral, daß bei dem ersten günstigen Wind ein Angriff auf das russische Geschwader gemacht werden sollte, welches auf der Rhede von Reval vor Anker lag.

Gleichwol schien es, als ob sich nicht sobald eine derartige Gelegenheit darbieten sollte, denn Todtenstille hielt das Meer umschlossen, und machte beinahe alles Manövriren unmöglich. Nur ein schwacher Hauch von Westen ließ die schlaff herabhängenden Segel beim Heben und Sinken des Schiffs matt an die Stengen schlagen. Flaggen und Wimpel hingen senkrecht herunter und sahen höchst traurig aus.

An Bord des Admiralschiffs saß ein Theil der Mannschaft zwischen den Kanonen des Bugs, und ein anderer weiterhin auf der Schanze, und ruhte von dem Vormittagsexerciren aus.

Der wachthabende Offizier ging ungeduldig, wie dies bei diesen Geist und Körper lähmenden Windstillen gewöhnlich der Fall ist, hin und her. Bald warf er einen Blick hinauf in das Takelwerk, bald blieb er stehen und spähte mit dem Fernrohr hinaus nach dem westlichen Horizont, um einen dunklern Streifen zu entdecken, der wenigstens so viel Wind versprach, daß das Schiff steuern könnte. Ein andermal betrachtete er, wahrscheinlich um sich über seine hülflose Lage zu trösten, die übrigen Schiffe der Flotte, die auch nicht besser daran waren.

Auf dem Kampan standen die Flaggenzieher mit dem Fernrohr unter dem Arme, und schauten träge in

die Tiefe hinab; denn es konnte kein Signal gegeben oder befolgt werden. Auch in ihren Gedanken herrschte vollkommene Windstille.

In der obern Batterie sehen wir die Offiziere, die keinen Dienst hatten, sich miteinander unterhalten. Unter denselben befanden sich auch St.-Sue und Wilhelm.

Letzterer, der jetzt nicht durch rastlose Thätigkeit sich selbst entrissen war, schaute bekümmert hinaus auf den ruhigen Spiegel des Meeres.

St.-Sue sah lebhafter und leichtsinniger aus als gewöhnlich.

„Es ahnt mir, lieber Freund", sagte er, „daß einer von uns in dem bevorstehenden Kampfe den letzten Einsatz im Leben bezahlen wird. Ich habe ein Vorgefühl, daß wir nicht beide wieder daraus zurückkehren. Nun sind Sie darauf vorbereitet und dürfen sich also nicht überraschen lassen."

„In diesem Falle hoffe ich, daß der Tod umsichtig genug zu Werke gehen werde, um das Los auf mich fallen zu lassen", antwortete Wilhelm düster. „Ihnen, Marquis, lächelt das Leben noch glänzend und verheißungsvoll entgegen; für mich aber hat es keinen Werth mehr."

„Bah! Das glauben Sie blos. Die Leiden, die in unserer äußern Erscheinung geschrieben stehen, sind nicht die tiefsten, sondern vielmehr die sind es, welche sich den Blicken aller entziehen. Deshalb, lieber Baron, kann mein Leichtsinn ebenso viele zerstörte Hoffnungen und ebenso viele Schiffbrüche auf dem Ocean des Glücks bergen wie Ihre düstere Miene."

„Wol möglich, obschon ich es bezweifle. Nicht immer vermögen wir Sterblichen die Spuren der Leiden zu verwischen, die uns treffen. Sie dringen durch die lügende Maske hindurch."

„Sind Sie, der Mann, der sein eigenes Schicksal schafft, der, welcher so spricht? Wie sollen Sie Kraft haben, die Ereignisse zu beherrschen, wenn

Sie nicht stark genug sind, um den Kummer zu bekämpfen? Merken Sie wohl: Wir vermögen so viel oder so wenig auf den Gang des Schicksals einzuwirken, als wir Macht haben, unsere Gefühle zu zügeln. Der Einfluß, den unsere Handlungen auf unsere Existenz ausüben, hängt von uns selbst ab, und damit diese immer den richtigen Curs halten, ist es nothwendig, niemals die Schwäche über Vernunft oder Willen herrschen zu lassen. A propos, wissen Sie, daß Frau von Estrier so krank gewesen ist, daß der Tod ein lüsternes Auge auf sie geheftet hat?"

Es war dies das erste mal, seitdem sie in Karlskrona wieder zusammengetroffen waren, daß Estellens Name zwischen ihnen ausgesprochen ward. Bei St.-Sue's Worten zuckte Wilhelm zusammen, als ob der Marquis eine schmerzhafte Wunde berührt hätte.

„Ich habe es gehört", antwortete Wilhelm und seufzte tief auf, indem er mit Anstrengung hinzufügte:

„St.-Sue, wenn Sie Freundschaft für mich fühlen, so nennen Sie nicht diesen Namen."

Es trat eine Pause ein. Der Marquis unterbrach dieselbe mit den Worten:

„Sind Sie vielleicht fortan der Meinung, daß wir einem unvermeidlichen Schicksal anheimgefallen sind?"

„Nein, St.-Sue. Unser unvermeidliches Schicksal beruht ganz einfach in unsern Leidenschaften."

„Aber wenn Sie dies einsehen, warum machen Sie sich dann zum fügsamen Sklaven derselben?"

„Es gibt Leidenschaften, welchen gegenüber es keine Charakterstärke gibt."

„Und ist das Unglück, welches daraus entsteht und sehr oft dem Leben des Menschen eine andere Richtung gibt, nicht von einer höhern Macht ausgegangen?"

„Gewöhnlich ist es nichts anderes als die Rückwirkung der Mängel unsers Charakters", antwortete Wilhelm ernst.

„Bravo, jetzt gefallen Sie mir, denn Sie wälzen die Schuld Ihrer Leiden nicht auf die Vorsehung, sondern geben zu, daß Sie selbst der Schöpfer derselben sind. Ihr Gemüth und Ihr Charakter führen Sie in allem zum Extrem. Sie haben sich stets ohne Widerstand Ihren Eindrücken hingegeben. So kann zum Beispiel das, was jetzt Ihr Leben verdüstert, nur ein schwarzes Phantasiegebilde Ihrer Seele sein. Sie thun unrecht, wenn Sie annehmen, daß Frau von Estrier ihren Gatten vergiftet habe. Gerade das Wahrscheinlichste ist oft das am wenigsten Wahre. Die Lüge liebt es, mit unserer Leichtgläubigkeit zu spielen."

Wilhelm schwieg und betrachtete St.-Sue mit finsterm Blick. Widersprechen wollte er ihm nicht.

In diesem Augenblick kamen einige ihrer Kameraden auf sie zu. Das Gespräch ward dadurch unterbrochen, um nie wieder angeknüpft zu werden.

Gegen drei Uhr nachmittags begann eine leichte Brise die Segel zu blähen. Mit lächelnder Miene sah der wachthabende Offizier sie kommen. Alle Ungeduld verschwand. Seine Stimme ließ sich kraftvoll hören, die Pfeifen gellten, die Brassen wurden angeholt, die Signale flogen von den Mastspitzen der ganzen Flotte. Die blaugelbe Flagge entrollte sich langsam.

Am nächstfolgenden Morgen, den 13. Mai, wehte ein schwacher, westlicher Wind. Die Schiffe glitten eins nach dem andern vorwärts. Es war als ob sie sich mit Zögern dem Lande näherten; je höher aber die Sonne stieg, desto mehr verminderte sich dieses Zögern und eine wachsende Brise führte sie immer rascher vorwärts.

Das Land und die im Hafen liegenden Schiffe wurden immer sichtbarer. Letztere lagen mit den Breitseiten nach auswärts und wiesen die Zähne.

Mit immer größerer Schnelligkeit steuerte die schwedische Flotte heran, um ihr Tagewerk zu beginnen.

Se. königliche Hoheit der Großadmiral hatte dem aus-

drücklichen Befehl des Königs, sein Leben nicht bloßzustellen, gehorchend, das Admiralschiff verlassen und war an Bord der Fregatte Ulla Fersen gegangen, die sich außerhalb Schußweite hielt.

Als der Herzog Gustav III. verließ, wendete er sich zu Wilhelm mit den Worten:

„Nun, Stjernkrona, ist Ihre Hingebung für meine Person so groß, daß Sie es vorziehen, mir zu folgen, um aus dem Bereich der russischen Kugeln hinwegzukommen?"

„Königliche Hoheit, ich glaube bewiesen zu haben, daß meine Hingebung für König, Anführer und Vaterland von der Art ist, daß sie mir bei allen Gelegenheiten gebietet, Leben und Blut dafür zum Opfer zu bringen. Ich bitte mir daher die Gnade aus, für und auf Gustav III. kämpfen, siegen oder sterben zu dürfen."

Der Herzog, welcher Wilhelm scharf ansah, lächelte ihn gnädig an; denn in seinem redlichen und offenen Antlitz lag etwas, was für den Augenblick allen Argwohn aus der Seele des Prinzen verscheuchte.

„Ich hoffe auch, daß Ihr Muth und Ihre Geschicklichkeit sich nicht verleugnen wird, Stjernkrona", sagte der Herzog. „Leben Sie wohl!"

Wenige Minuten später war er an Bord der Ulla Fersen.

Seit dem vorigen Tage hatten die Russen ununterbrochen Zeit gehabt, ihre Vertheidigungsanstalten zu treffen, die sich gleichwol darauf beschränkten, daß sie ihre Linie ordneten und ihre Geschütze schußfertig machten.

Um elf Uhr war die „Dreistigkeit", das vorderste Schiff der schwedischen Flotte, so nahe herangekommen, daß sie vor den Wind fiel, und, während sie an den russischen Schiffen vorüber fuhr, ihre Steuerbordseite gab.

Auf dieses Schiff folgten die andern mit Lage um Lage.

Welches Urtheil die Geschichte über diesen Angriff auf

eine vor Anker liegende Flotte auch gefällt haben mag, so gehört dies doch weiter nicht hierher. Die schwedische Dreistigkeit bewies inzwischen, daß sie am weitesten ging. Der Angriff misglückte, es war dies der Wille des Windes.

Die Unerschrockenheit und Umsicht der schwedischen Befehlshaber war wirklich bewundernswürdig. Ihr Muth und ihre Zuversicht waren nicht gebeugt, als sie sich aus diesem Kampfe zurückzogen, sondern sie thaten es mit brennendem Verlangen, denselben wieder zu beginnen und die erlittenen Verluste zu rächen.

Von allen Schiffen, welche an dem Kampfe theilnahmen, war keins allen möglichen Unfällen so preisgegeben wie das, auf welchem unser Held sich befand.

Wenn man das Unglück, in die Luft zu fliegen, ausnimmt, gab es wol keins, auf welches die Mannschaft dieses Schiffs sich nicht während dieses kurzen Angriffs gefaßt machen konnte. Dem Kentern nahe, beinahe redlos geschossen, während Stengen und Spieren fast alle über Bord waren und das Takelwerk kaum noch zusammenhielt, war das Schiff jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, auf den Strand zu laufen.

Gegen Mittag war es der feindlichen Linie so nahe gekommen, daß nun die Reihe an ihm war, dieselbe entlang zu laufen. Der Wind war so gestiegen, daß er ein halber Sturm zu nennen war. Theils infolge dessen, theils wegen Mangels an Raum mußte das Schiff laviren, um das Fahrwasser halten zu können.

Wilhelm hatte während dieser heißen Stunden seinen Platz auf der Schanze. Gerade während des Umbrassens wurden die Fockbrassen unklar. Die Ursache davon war die, daß ein Mann, der von dem großen Mast heruntergeschossen ward, beim Herabstürzen einen Zipfel seiner Kleider in dem Anholblock eines Taues zurückließ. Dieses Tau konnte demzufolge nicht angeholt werden. Die Lage des Schiffs war äußerst gefährlich, denn alles hing von

der Schnelligkeit dessen ab, was ausgeführt werden sollte.

Wilhelm commandirte sogleich Leute zum Contrebrassen. Dieses Manöver würde auch gelungen sein, wenn nicht die damit beschäftigte Mannschaft sämmtlich auf einmal von einer Kugel getroffen und augenblicklich getödtet worden wäre. Wie ein wildes Roß, welches sich bäumt, wenn das Gebiß nicht richtig eingelegt wird, stieg das Schiff empor und war nahe daran nach dem Feind hinüberzuwenden. Dann wäre keine Rettung möglich gewesen.

Es fiel jedoch endlich in den Curs, aber so nahe an der russischen Linie, daß der Luftdruck der gelösten Geschütze mehrere Mann an Bord Gustav's III. über den Haufen warf.

Tauenden regneten aus den Takelwerk herab, Feuer und Flammen umwogten das Schiff, Unordnung herrschte unter der Besatzung, Rufen und Schreien hallte von allen Seiten durcheinander, bis, um das Unglück voll zu machen, die große Stenge, deren sämmtliche Wanten und Pardunen zerschossen waren, im Begriff stand, über Bord zu gehen.

Sie stand wie ein Flitzbogen. Alles kam nun darauf an, die Segel herunter zu bekommen. Um aber die Zahl der Unfälle vollständig zu machen, ward luvwärts die Brasse des großen Mastes, durch deren Anholen man die große Stenge zu stützen suchte, ebenfalls zerschossen.

Wilhelm, der dies sah, verließ sogleich seinen Platz, sprang nach dem Marsfall, band es los, rief alle Mann, die er sammeln konnte, herbei und ließ sie das Geitau niederholen, während er selbst in den Korb des großen Mastes hinaufkletterte und auf die Raa stieg.

St.-Sue, der sogleich sah, daß Wilhelm seinen Posten verließ, folgte ihm schweigend. Ohne ein Wort zu sagen, betrachteten sie einander. In dem Auge des Marquis stand geschrieben:

„Hier bin ich, um die Gefahren zu theilen.“

Mehr als Worte und Versicherungen sagte der Blick, den sie wechselten.

Einige Secunden lang überlegte Wilhelm, ob das, was er zu thun beabsichtigte, wirklich unvermeidlich nothwendig sei. Die Stenge knackte. Wenn sie über Bord ging, so war dies ihre letzte Fahrt.

Das Segel stand schwellend wie ein Ballon. Noch einige Augenblicke und alles war verloren. Wilhelm zog sein Messer, bückte sich über das Segel hinunter, streckte den Arm aus und riß mit dem scharfen Stahl einen Ritz in das Tuch. Mit einem Knall gleich einem Kanonenschuß vollendete der Sturm das Begonnene. Die Kraft des Windes in dem Segel war vernichtet. Die Stenge richtete sich gerade. Die Raa ging mit Hülfe des angeholten Geitaues niederwärts und fiel polternd auf das Eselshaupt hinunter.

Wilhelm, welcher quer über die Raa hinweglag, wäre ganz gewiß auf das Deck hinabgestürzt, wenn nicht St.-Sue, der sich mit einer Hand an das Drehreep anhielt, mit der andern unsern Helden gefaßt hätte. Er besaß nicht Kraft genug, um ihn festzuhalten; mit einer Kaltblütigkeit aber, welche nur Gewöhntheit an Gefahren und kühnen Unternehmungen verleihen kann, gab er Wilhelm's Sturz eine solche Richtung, daß der Stürzende in den Mastkorb hineinfiel. Gerade als Wilhelm die Wand desselben berührte, hörte er St.-Sue mit heller Stimme rufen:

„Leben Sie wohl, lieber Baron; die Kugel, die ich solange gesucht, hat mich gefunden!“

Mit diesen Worten stürzte der Marquis aufs Deck hinab. Eine feindliche Kugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen.

Als die Sonne nach diesem blutigen Tage ihr von diesem entsetzlichen Schauspiel umflortes Auge schloß,

stand Wilhelm und schaute düster auf St.-Sue's Leiche herab.

Er war also todt, dieser unvergleichliche Kamerad mit seinem ritterlichen Herzen, seiner chevaleresken Denkweise, seinem verwegenen Muth und seiner sorglosen Heiterkeit.

Dieser Tag, der ein so merkwürdiges Blatt in den Annalen der Geschichte ward, sollte für Wilhelm noch ganz besonders durch den schmerzlichen Verlust eines Freundes denkwürdig werden, der sein Leben gerade in dem Augenblick verlor, wo er das Wilhelm's rettete. Dieser drückte die eiskalte, leblose Hand und flüsterte:

„Friede dem Grabe, welches du gefunden."

Am 14. August 1790 ward der Friede zwischen Schweden und Rußland unterzeichnet. Der dreijährige Kampf war beendet.

Schweden hatte einen Namen gewonnen, und wenn es auch keine materiellen Vortheile geerntet, so hatte es doch auch keinen von seinen Gebietstheilen verloren.

Der Friedensschluß ward mit großen Festlichkeiten gefeiert. Dabei wurden zugleich die Beförderungen und Gnadenbezeigungen bekannt gemacht, womit der König mehrere Offiziere der Flotte belohnte. Der Kapitän Baron Wilhelm Stjernkrona ward zum Obersten ernannt.

Cellner dagegen war nach seiner Zurückkunft in die Hauptstadt zum König gerufen und von diesem aufgefordert worden, um seinen Abschied einzukommen. Der Grund davon war, wie man glaubte, ein Brief, den man unter St.-Sue's hinterlassenen Papieren gefunden und der an den König adressirt war. Dieser Brief war kein anderer als der, den Estelle dem Marquis gesendet.

Der alte Baron Stjernkrona war gestorben, während Wilhelm bei Reval und Wiborg die heißesten Kämpfe bestand. Er hinterließ seinem Sohne die betagte Mutter und ein mit Schulden belastetes Besitzthum. Wilhelm sah sofort die Nothwendigkeit ein, den Geschäften ganz

besondere Aufmerksamkeit zu schenken, damit seine Mutter außer dem Kummer über den Heimgegangenen nicht auch noch den über pecuniäre Bedrängnisse zu tragen hätte.

Gekrönt mit Ehren, im vollen Genuß der Gnade, welche die königliche Macht schenken kann, zog Wilhelm sich auf einige Zeit von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

An einem hellen, frischen Frühlingstag des Jahres 1791, als Wilhelm von seinen Gütern zurückkehrte, ritt er gegen seine Gewohnheit langsam nach dem Meeresstrande hinaus. Der Wind ging ziemlich frisch. Die schäumenden Wogen brachen sich an der felsigen Küste. Das Meer sang sein brausendes, eintöniges Lied.

In Wilhelm's Brust erwachte die niemals erlöschende Sehnsucht des Seemannes, wider die Woge zu pflügen.

„Ich muß hinaus!“ dachte er. „Die Thätigkeit hier auf dem Lande genügt mir nicht. Ich habe nun alles geordnet, sodaß meine Mutter ohne Sorge und im ungestörten Fortgenuß alles dessen, woran sie gewöhnt ist, leben kann. Mich würde die Sehnsucht und die Erinnerung tödten, wenn ich noch länger hier bliebe. Draußen auf der freien Woge wird es mir vielleicht eher möglich sein, zu vergessen. Zu vergessen!“ wiederholte er in Gedanken und hielt sein Pferd an. „Nein, ein solches Weib vergißt man nicht; man liebt sie, selbst wenn man schon bei Nennung ihres Namens in Verwünschungen ausbrechen möchte. O, Estelle, alle gewonnene Ehre, alle zeitlichen Vortheile wollte ich opfern, wenn ich dein Bild aus meiner Seele reißen könnte!“

Er gab dem Pferde die Sporen und fort eilte das edle Thier.

Als er auf dem Hofe halt machte, war sein Entschluß gefaßt. Schon in wenigen Tagen wollte er Broby verlassen und sich hinausbegeben auf das unruhige Meer.

Kaum war er in sein Zimmer getreten, als der Diener ihm die soeben eingegangenen Briefe überreichte.

Der erste, der ihm in die Augen fiel, trug einen ausländischen Poststempel. Er kam aus Frankreich und war schwarz gesiegelt.

Wilhelm's Hand zitterte, als er das Couvert aufriß. Augenblicklich war in ihm der Gedanke erwacht:

„Wenn sie todt wäre, wenn —"

Er schlug den Brief auseinander. Die Handschrift, welche er erblickte, bewog ihn auszurufen:

„Sehe ich recht! Von Lucie!"

Luciens Brief lautete:

„Wilhelm Stjernkrona.

„Zwölf Jahre sind vergangen, seitdem Lucie von Outrouville verschwand und sich in ein Kloster begrub. Nachdem sie so lange todt gewesen, ergreift sie jetzt die Feder, um aus ihrem Grabe zu Ihnen zu sprechen.

„Viel habe ich während dieser Jahre gebetet, viel gekämpft und viel geweint, und bin nun bereit, in die Gruft hinabzusinken, aus welcher keine Stimme sich wieder hören läßt.

„Estelle, diese ist der Grund, weshalb ich mich veranlaßt gefunden, mich noch einmal mit weltlichen Dingen zu beschäftigen und meine Gedanken auf irdische Gegenstände zu richten.

„Gott und mein Gewissen gebieten mir, eine fälschlich Angeklagte von der Beschuldigung, ein Verbrechen begangen zu haben, zu erlösen.

„Sie ist unschuldig; die Schuldige bin — ich.

„Als ich als noch ganz junges Mädchen das Kloster verließ, in welchem ich erzogen worden, waren meine

Aeltern in eine bessere Welt eingegangen und mein Halbbruder, der Graf von Estrier, sollte mir ihren Verlust ersetzen.

„Charles und Estelle waren seit einem Jahre in Frankreich, als ich, ein frommes, unerfahrenes, sechzehnjähriges Kind, die friedliche Stille des Klosters gegen ihr glänzendes Hotel vertauschte. Alles, was ich hier sah, war mir fremd. Der einzige Bekannte, den ich traf, war der Kamerad meines verstorbenen Bruders, der Marquis Jules St.-Sue. Er ward auch mein Freund und Vertrauter.

„Estelle war, wie Sie vielleicht gehört haben, damals die gefeiertste Dame. Unter allen, die sie umgaben, thaten sich besonders der Herzog von X. und der Graf von D. durch die Hartnäckigkeit und Ausdauer ihrer Huldigungen hervor.

„Ungewöhnt an das Salonleben und die Kokettérie, welche in demselben erlaubt ist, sah ich in dem Herzog und dem Grafen zwei Feinde für die Ehre des Grafen von Estrier. Eines Tags sagte ich daher zu Charles, er handle nach meiner Meinung nicht recht daran, daß er seine Gattin vernachlässige. Er fragte mich in seinem trägen, gleichgültigen Ton, ob es etwas gäbe, wodurch Estelle sich auffällig mache. Ich antwortete ganz ehrlich, es käme mir vor, als ob der schöne und liebenswürdige Graf D. sie allzu sehr interessirte.

„Am nächstfolgenden Tage war bei meinem Bruder ein größeres Diner. Graf D., der jung, schön, witzig und geistreich war, nahm Estellens Aufmerksamkeit ausschließlich für sich in Anspruch. Zu Anfang des Gastmahls bemerkte ich zum ersten mal, daß der Blick meines Bruders ihr unaufhörlich folgte.

„Hinter Charles' Stuhl stand wie gewöhnlich sein schwarzer Diener Asthon. Als die ersten Gänge aufgetragen waren, sah ich ihn hinter dem Stuhl des Grafen D. stehen. Dies überraschte mich, denn er pflegte sonst

seinen Platz hinter dem Stuhl meines Bruders niemals zu verlassen.

„Der schwarze Sklave hatte gleich von dem ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, meinen Abscheu erweckt. Ich konnte nicht sagen weshalb, aber wenn ich ihn erblickte, war es immer, als wenn eine unwiderstehliche Macht mein Auge an ihn fesselte. Sein Anblick war mir zuwider, und doch konnte ich nicht umhin, ihm mit meinen Blicken zu folgen.

„So war es auch jetzt. Es ärgerte mich, daß er, ehe er dem Grafen D. den Teller hinsetzte, diesen allemal mit der Hand rieb, was ich natürlich sehr unappetitlich fand. Vor und nach einem jeden dieser Manöver fuhr er allemal mit der Hand in die Brusttasche.

„Das Gastmahl war zu Ende. Als der Graf D. sich erhob und Estelle den Arm bieten wollte, ward er plötzlich bleich, stammelte einige Worte von einem Unwohlsein, welches sich seiner auf einmal bemächtigt habe, und entfernte sich.

„Am nächstfolgenden Tage war der Graf todt. Man flüsterte, er sei an Gift gestorben. Dieses Gerücht entbehrte jedoch aller Wahrscheinlichkeit, und die Verwandten des Grafen beerbten ihn, ohne sich weiter darum zu bekümmern, auf welche Weise er den Tod gefunden.

„Nach diesem Vorfall ward ich fortwährend von dem Gedanken gepeinigt, daß der Graf von dem Sklaven meines Bruders vergiftet worden. Vor meiner Erinnerung stand unaufhörlich die schwarze Hand, welche den Teller des Grafen rieb.

„Auf Estelle machte der plötzliche Tod des Grafen einen sehr schmerzlichen Eindruck. Sie verfiel eine Zeit lang in tiefe Schwermuth. Eines Tags sagte sie zu mir: «Lucie, ich habe Lust, ins Kloster zu gehen. Dort werde ich wol nicht mehr davon sprechen hören, daß Leute an Gift sterben.»

„Einige Zeit darauf verließ der Marquis St.-Sue

Paris. Er begab sich nach Brest. Im Frühling reisten wir ebenfalls dorthin. Es war die Geburtsstadt meines Vaters. Der Herzog von X. folgte uns. Seine Aufmerksamkeit gegen Estelle ward mit jedem Tage eifriger.

„Wir waren erst seit einigen Monaten in Brest, als wir Sie, Baron Stjernkrona, zum ersten mal auf dem Ball des Grafen von Orvilliers sahen. Dieser Abend entschied über mein und Estellens künftiges Schicksal.

„Einige Tage nach dem Auslaufen des Geschwaders, welchem wir in Begleitung des Herzogs von X. beiwohnten, starb dieser letztere. Estelle ward durch diesen Todesfall womöglich noch heftiger erschüttert als durch den des Grafen. Auch über mein Gemüth legte sich ein düsterer Schleier. Ein unheimlicher, quälender Argwohn verfolgte mich hartnäckig. Ich konnte mich nicht des Gedankens entschlagen, daß mein Bruder hierbei die Hand im Spiel gehabt. Tag und Nacht grübelte ich vergebens über ein Mittel nach, mir einige Gewißheit zu verschaffen. Der Zufall sollte mir zu Hülfe kommen.

„Schon oft hatte ich mich darüber gewundert, daß Asthon, den mein Bruder seiner Gattin geschenkt, und der sonach eigentlich ihr Diener war, dennoch bei Charles den Posten eines Kammerdieners bekleidete. Von Estelle ward er niemals zu etwas anderm verwendet als ihr zu folgen, wenn sie ihre Fußpromenaden machte. Ich äußerte einmal meine Verwunderung darüber. Estelle antwortete in scherzendem Tone, sie habe den Neger ihrem Gemahl wieder abgetreten, weil er diesem geradezu unentbehrlich sei.

„Eines Abends, kurz nach dem Tod des Herzogs, als ich Estellens Zimmer verließ, nahm ich den Weg durch die große Gemäldegalerie. Ich blieb an einer der auf dem Balcon führenden geöffneten Thüren stehen, um dem Brausen des Meeres zu lauschen. Plötzlich schlugen Stimmen an mein Ohr, welche ganz leise miteinander sprachen. Es war dunkel, sodaß ich nichts unterscheiden

konnte. Die Sprechenden befanden sich auf dem Balcon. Ich lauschte mit verhaltenem Athem, denn das erste, was ich erhaschte, war der Name des Herzogs.

„Es war der Neger Asthon und seine Frau Lola, Estellens Zofe, die sich hier niedergesetzt, um einander allerhand vertrauliche Mittheilungen zu machen.

„Asthon erzählte seiner Frau, wie er auf Befehl meines Bruders nicht blos den Grafen D., sondern auch den Herzog von X. durch Gift aus dem Wege geräumt, und ferner, daß dasselbe Schicksal einem jeden erwarte, den Estelle liebte.

„Lola schien durch die entsetzlichen Mittheilungen ihres Mannes nicht im mindesten unangenehm berührt zu werden, sondern beide waren vielmehr vollkommen damit einverstanden, meinem Bruder als Werkzeuge seiner verabscheuungswerthen Rachepläne zu dienen. Sie berechneten blos die Vortheile, welche für sie daraus erwuchsen, und zu der Zahl derselben gehörte auch ihre Freilassung aus der Sklaverei.

„Lola stattete einen vollständigen Bericht über alles ab, was Estelle im Laufe des Tags gesagt und gethan, und was Asthon nur seinerseits seinem Herrn mittheilen sollte.

„Auf diese Weise hatte ich die gräßliche Ueberzeugung gewonnen, daß der Sohn meiner Mutter ein Mensch war, welcher herzlos mit Menschenleben spielte und das Verbrechen als eine Bagatelle betrachtete. Von diesem Augenblick an ward mein Herz von tiefer Erbitterung gegen ihn und von bebender Furcht ergriffen, daß er früher oder später durch die Schande des Verbrechers den Namen beschmuze, den er trug.

„Als Sie nach Ihrem ersten Feldzuge wieder nach Brest zurückkamen, lastete alles dies auf meinem Herzen. Ich bewachte alle Bewegungen meines Bruders, und belauerte Asthon und Lola, die sich jeden Abend auf dem Balcon trafen.

„Auf diese Weise hatte ich erfahren, daß die Einladung zum Diner, welche mein Bruder an Sie ergehen ließ, nur den Zweck hatte, Sie ebenfalls aus dem Wege zu räumen. Der Grund der Handlungsweise meines Bruders war, wie ich glaubte, Eifersucht.

„Sie verließen Brest abermals. Wir schieden, um einander nie wiederzusehen. So glaubte ich. Mein Herz und meine Seele folgten Ihnen. Ich liebte Sie mit derselben Stärke wie Estelle Sie liebte; während aber ihr Gefühl gleich einer Feuerflamme einen Widerschein über Ihr ganzes Wesen warf, lag die meinige still und verschlossen in meiner Brust.

„Sie kamen nach St.=Vincent. Um Sie vor dem Hasse meines Bruders zu retten, mußte ich Ihre Liebe mir zueignen. Sie wissen, wie dies zuging.

„Am Abend desselben Tages, wo wir jene Zusammenkunft miteinander gehabt, rief Estelle mich zu sich. Ich fand sie beinahe wahnsinnig vor Verzweiflung. Mit glühenden Worten und Blicken schilderte sie ihre Gefühle. Das Herz stand mir still. Es bebte zurück vor der Größe der Liebe und des Schmerzes, den ihre Brust in sich schloß.

„Nachdem sie mit kühnen Farben all das Schöne geschildert, was sie geträumt, all das Bittere, was sie gelitten, theilte sie mir mit, was zwischen ihr und Charles vorgefallen war.

„Mein Bruder hatte ihr eine Erklärung gegeben, bei welcher ihr das Blut zu Eis erstarrt war.

„Charles, der durch das Testament seines Vaters von Alice Harland, der Einzigen, die er jemals geliebt, getrennt worden, und der überdies erfahren, daß Estellens Mutter, wie man allgemein glaubte, den Tod seines Vaters verschuldet, hegte gegen Estelle einen eingewurzelten Haß, obschon er dabei gänzlich übersah, daß Estelle ebenso viele Gründe hatte, ihn zu hassen, wenn nämlich die Thaten der Aeltern dergleichen Gefühle hervorrufen

durften, denn der verstorbene Graf von Estrier ward ja allgemein beschuldigt, Monsieur Martin ums Leben gebracht zu haben. Daran aber schien Charles nicht zu denken, sondern schwur, daß Estelle ihr ganzes Leben hindurch ihm den Verlust Alicens und den Tod seines Vaters bezahlen solle. Er wußte, daß sie sich blos deshalb mit ihm vermählt, weil das Testament es so verlangte. Er sah sonach voraus, daß ihr Herz einmal zur Liebe für einen andern erwachen würde. Genug, in dem Augenblick, wo ihre Geschicke auf immer aneinander gefesselt wurden, verurtheilte Charles seine damals funfzehnjährige Braut dazu, ihr ganzes Leben lang einen jeden zu beweinen, welchem sie ein Gefühl widmete, was, wenn auch nur entfernt, Zuneigung oder Liebe genannt werden konnte.

„Das erste Opfer seines Racheplans war eine Sklavin, die Estelle sehr lieb hatte. Dann folgte ein jeder, von dem er argwöhnte, daß ihr Herz ihn vorzöge. Alle diese, welche er so dem Tode weihte, waren Personen gewesen, die im Grunde genommen Estelle höchst gleichgültig gewesen waren, mit welchen sie sich aber aus Unbedachtsamkeit mehr als mit andern beschäftigt hatte. Ihr Tod verursachte ihr daher nur schnell vorübergehenden Schmerz.

„Sie waren der Erste, der Einzige, den sie geliebt. Als Charles sie traf, während sie wie vernichtet den Liebesworten lauschte, die Sie zu mir sprachen, führte er sie auf sein Zimmer. Hier legte er die Maske von Trägheit, hinter welcher er bisjetzt seinen Haß verborgen, ab und ließ sie einen Blick in sein grausames, boshaftes Gemüth werfen. Mit höhnender Schadenfreude sagte er ihr, daß nun *sie* all das Elend und die Qualen zu durchleben habe, womit er jahrelang gekämpft Vom Schmerz fast bis zur Raserei getrieben, rief Estelle, während Charles ihrer Thränen spottete:

„«Wohlan, es ist wahr, Sie haben mich so unglücklich

gemacht, daß ich nicht unglücklicher werden kann; aber dennoch haben Sie mir einen Trost gelassen, nämlich den, daß sein Leben gerettet ist. Ach, ich weiß ja, daß er nur ein freies Weib lieben kann. Möge er daher glücklich werden! Mir bleibt nichts weiter übrig, als zu sterben!»

„«Wissen Sie, Madame, welche Botschaft man mir von Martinique gebracht hat?» fragte Charles in düsterm Tone.

„«Das ist mir gleichgültig!» antwortete Estelle.

„«Doch wol nicht ganz. Sie und ich werden ein und dasselbe Schicksal theilen. Bemerken Sie wohl, es gibt ein Unglück, welches größer ist als jedes andere, nämlich den Tod. So lange das Leben dauert, hofft man; man hofft, selbst wenn alle Hoffnung erloschen zu sein scheint. Man wartet, man weiß selbst nicht auf was. Man legt weite, weite Reisen zurück, um das Wesen zu sehen, an welches man seine Seele gekettet hat, und man ist nicht ganz unglücklich. Wenn man aber von dem Wort Tod getroffen wird, dann ist es aus. Wohlan, Alice Harland ist todt. Heute ist diese Nachricht mir zugegangen. Verstehen Sie, Estelle, nachdem Sie heute den Verlust der Liebe jenes Mannes beweint, sollen Sie morgen den Verlust seines Lebens beweinen. Er darf nicht länger leben. In demselben Augenblick, wo Sie es als einen Trost betrachteten, ihm durch den Verlust Ihres Friedens das Leben gerettet zu haben, war sein Todesurtheil unterschrieben. Es gibt nun nichts mehr, was ihn dem Schicksal entreißen kann, welches ich ihm bestimmt. Selbst die Bitten meiner Mutter, wenn sie aus ihrem Grabe emporstiege, würden ohne alle Wirkung bleiben. Ihre Tochter hat nicht mehr Recht, glücklich zu werden, als ich, ihr Sohn.»

„Der Auftritt, welcher nun folgte, muß gräßlich gewesen sein. Zehnmal hätte Estelle Leben und Frieden darum gegeben, um Sie dem Tode zu entreißen. Sie

bat, sie flehte, sie raste, sie beschwor; aber vergebens. Charles' einzige Antwort auf alle diese Ausbrüche war ein Hohngelächter. Endlich verließ er sie mit den Worten:

„«Beruhigen Sie sich, Madame! Ich habe für ihn allein dieselbe Art Gift aufgespart, womit Ihre Mutter meinen Vater tödtete.»

„Estelle wollte, als Charles sie verlassen hatte, zu St.-Sue eilen, um durch diesen Sie zu warnen; die Ausgänge des Hauses aber waren alle verschlossen, sodaß Estelle, ich und alle zu unserer Bewachung bestimmten Sklaven eingeschlossen waren. Nach dem Flügel zu gelangen, welchen Sie und der Marquis bewohnten, war sonach unmöglich.

„Als Estelle mit dieser schauerlichen Mittheilung fertig war, ward mein Inneres von Erbitterung gegen dieses Ungeheuer von Bruder erfüllt, dessen Leben nach meiner Ansicht ein Schandfleck für die Erde war.

„Aus dem beinahe betäubenden Gefühl, welches ich empfand, ward ich durch die Worte aufgerüttelt, welche Estelle mit Verzweiflung ausrief:

„«Keine menschliche Macht kann sein Leben retten!»

„Dann eilte sie nach einem Secretär, nahm ein Fläschchen aus demselben und setzte mit besinnungslosem Schmerz hinzu:

„«Ich will nicht all diesen Jammer überleben. Was ist wol der Tod für mich? Eine Erlösung. Der Tod ist nichts gegen die Qualen, welche du schon auf mein Haupt herabgebracht, und die dein Bruder noch verdoppeln wird!»

„Ich weiß nicht mehr recht, was ich that. Im nächsten Augenblick aber war das Giftfläschchen in meiner Hand. Während des kurzen Kampfes, um mich des Fläschchens zu bemächtigen, zerbrach ich ein Glas mit Limonade, welches auf Estellens Nachttisch stand.

„Der Anblick desselben in demselben Augenblick, wo

ich das Giftfläschchen in der Hand hatte, gab mir einen jener Gedanken ein, welchen der Fürst der Hölle das Gepräge edler Selbstverleugnung gibt, um uns zu verführen.

„«Wenn Charles todt wäre, so wären alle gerettet.» Dies war das Einzige, was klar vor meiner Seele stand.

„Ich bat Estellen, mir ihr Leben blos bis zum nächstfolgenden Morgen zu schenken. Es waren nur einige Stunden, die ich begehrte.

„Wenn die Sonne wieder ihre Strahlen auf St.-Vincent würfe, sollte es Estelle freistehen, zu thun, was sie wollte.

„Eine Stunde später stand ich im Zimmer meines Bruders. Ich kam zu ihm, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, St.-Vincent verlassen und mit dem von Martinique angekommenen Fahrzeug mich dorthin begeben zu dürfen.

„Er schien durch dieses mein Verlangen sehr freudig überrascht zu werden, und ohne weiter eine Frage in Bezug auf die Ursache meines Wunsches aufzuwerfen, willigte er ein, obschon mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Asthon's Bruder, der Neger Zamore, mich begleite. Ich bat hierauf meinen Bruder, niemand, auch nicht einmal Asthon, etwas eher von meiner Abreise zu sagen, als bis ich fort wäre. Er versprach mir auch dies.

„Während unserer kurzen Unterredung lag Charles auf einem Sofa in seinem Schlafzimmer und rauchte eine Cigarre. Auf seinem Nachttisch stand ein großes Glas Limonade, sein gewöhnliches Getränk, ehe er einschlief. Ich war im Zimmer auf- und abgegangen, und es gelang mir einmal bei einer Wendung, die ich machte, den Inhalt des Giftfläschchens, welches ich Estelle entrissen, in den Schlaftrunk meines Bruders zu gießen. Ehe ich fortging, rief er Zamore herein und ertheilte ihm einige Instructionen. In demselben Augenblick, wo ich Charles Lebewohl sagte,

befahl er Zamore, ihm die Limonade zu reichen, und ich sah selbst noch, wie er das Glas zur Hälfte austrank.

„Einige Stunden später, nachdem ich an St.-Sue und Estelle geschrieben, verließ ich mit Zamore St.-Vincent. In meinem Brief an Estelle sagte ich, durch welches Verbrechen Sie gerettet worden. Ich hatte Ihr Leben auf Kosten meines zeitlichen und ewigen Friedens erkauft. Zugleich meldete ich ihr meine Absicht, mich von Martinique nach Frankreich zu begeben, um dort als Nonne in ein wegen seiner Strenge bekanntes Karmeliterinnenkloster zu gehen. Ich fügte hinzu, wenn Estelle nicht wolle, daß ich aus Scham und Reue einem Leben, welches ich jetzt durch Kasteiungen und Gebete meinem Verbrechen zum Sühnopfer zu bringen gedächte, ein Ende machte, so solle sie mein schwarzes Geheimniß treu bewahren. Sie, Stjernkrona, wollte ich, nachdem ich mich Ihrer Liebe unwürdig gemacht, niemals wiedersehen.

„Wir segelten von St.-Vincent mit demselben Fahrzeug ab, welches am Tage vorher mit der Nachricht von Alice Harland's Tod von Martinique gekommen war. Als wir abstießen, warf ich einige mir zugehörige Bekleidungsgegenstände in das Meer, und hoffte, daß die Flut dieselben ans Land treiben und man daraus den Schluß ziehen würde, ich sei durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen.

„Als der Tag graute, war ich mit schuldbeladenem Gewissen, zerrissenem Herzen und von Reue gefoltertem Gemüth auf dem Wege nach Martinique. Die Umstände hatten mich zu etwas gemacht, wozu mich mein Charakter sicherlich niemals bestimmt hatte. Ich habe weiter nichts hinzuzufügen als: Estelle ist an Charles von Estrier's Tod vollkommen unschuldig. An ihrem Leben haftet keinerlei verbrecherische That.

„Nun, nachdem ich sie von einer falschen Anklage gereinigt, bin ich bereit, in meine Gruft hinabzusteigen.

Wenn Sie dies lesen, Wilhelm, stehe ich vor dem Richterstuhl des Höchsten. Mögen Sie in Ihrem Urtheil über mich ebenso schonend sein, wie ich hoffe, daß Gott es sein werde.

„Leben Sie wohl! Machen Sie Estelle glücklich, sie verdient es, und beten Sie für die arme

Lucie von Outrouville.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir lassen alle Betrachtungen über den Eindruck dieses Briefs beiseite. Dieselben verstehen sich von selbst.

Der erste, klare Gedanke, den Wilhelm fassen konnte, war, Estelle aufzusuchen, und ihr das grausame Unrecht, welches er ihr zugefügt, abzubitten. Aber wo, wo sollte er sie suchen? Er mußte nach Frankreich. Dorthin hatte sie sich begeben, und dort konnte er ihre Spur finden.

Noch denselben Abend traf er die nöthigen Anstalten zu seiner Abreise am folgenden Tage.

Der Morgen kam nach einer fieberhaft durchwachten Nacht. Die Sonne begrüßte mit ihren Strahlen Broby, dessen Besitzer an diesem Tag seine Entdeckungsreise anzutreten beabsichtigte; aber das Schicksal wollte nicht, daß er dies thäte.

Die Freiherrin, Wilhelm's Mutter, war während der Nacht krank geworden, und das erste, was ihn begrüßte, als der Tag graute, war die Meldung hiervon. Tage- und wochenlang hielten kindliche Liebe und Pflicht ihn am Krankenbett der Mutter zurück, und erst einen Monat nach dem Eingange von Luciens Brief war die

Freiherrin soweit wiederhergestellt, daß Wilhelm an die aufgeschobene Reise denken konnte.

An einem schönen Maiabend sagte er seiner nun wiedergenesenen Mutter Lebewohl, und stieg in den Reisewagen, der am Thor wartete.

Nachdem er seiner Mutter, die an einem der hohen Fenster stand, einen letzten Abschiedsblick zugeworfen, eilten die feurigen Rosse mit ihm davon.

Am Ende der Allee, welche in die Landstraße einmündete, ward eins der Pferde scheu, stolperte und stürzte. Das edle Thier hatte ein Bein gebrochen.

Wilhelm mußte aus dem Wagen steigen und nach dem Hofe zurückkehren, wo er Befehl gab, ein paar andere Pferde vorzuspannen.

Der Inspector wagte die Bitte auszusprechen, daß der gnädige Herr Baron die Reise bis zum nächstfolgenden Tag aufschieben möchte, weil das Unglück mit dem Pferd ein böses Omen sei.

Wilhelm achtete jedoch nicht auf die Worte des Alten. Eine halbe Stunde später, nachdem die Sonne ihr Auge geschlossen, rollte der Wagen des Barons wieder die Allee hinab, und bog in die Landstraße ein.

Gleichwol war er nicht viel länger als eine halbe Stunde gefahren, als der Kutscher ganz plötzlich die Pferde anhielt. Wilhelm, der diesen lieber Flügel gewünscht hätte, warf einen ungeduldigen Blick durch das Wagenfenster, um zu sehen, was diesen Aufenthalt verursachte.

Es war ein umgestürzter Reisewagen, der mitten auf dem Wege lag.

Neben dem Wagen stand ein Diener und ein Vorspannbauer. In einiger Entfernung davon saß ein schmächtiger junger Mann auf einem Stein.

Er hatte den Kopf in die Hände gestützt. Eine hier und da mit Blut befleckte weiße Binde umschloß seine Stirn.

Wilhelm rief seinem Diener sogleich zu, die Wagenthür zu öffnen; aber ehe dies noch geschehen konnte, eilte der, welcher neben dem zertrümmerten Wagen stand, auf Wilhelm zu, nahm den Hut ab und sagte in gebrochenem Schwedisch:

„Gnädiger Herr, unsere Pferde sind scheu geworden, unser Wagen ist umgeschlagen und zerbrochen, und mein Herr ist so schwer verletzt, daß er ärztliche Hülfe bedarf. Wollen Sie ihm nicht einen Platz in Ihrem Wagen bis zum nächsten Gasthaus gönnen, welches nur eine halbe Stunde Wegs von hier entfernt ist? Wir verließen dasselbe vor kaum funfzehn Minuten."

Bei dem ersten Blick in das Gesicht des Dieners schien Wilhelm überrascht zu sein; dann murmelte er bei sich selbst:

„Das ist ja der Diener des Vicomte von Outrouville! Es ist sonach dieser intriguante Franzose, dem ich Hülfe und Beistand angedeihen lassen soll. Um so besser. Ich habe dann Gelegenheit, seinen Betrug durch einen Dienst zu lohnen."

Ohne etwas auf die Worte des Dieners zu entgegnen, sprang Wilhelm aus dem Wagen, und stand im nächsten Augenblick vor dem Vicomte, der unbeweglich dasaß und das Gesicht mit dem von Blut besudelten Tuche bedeckte.

„Erlauben Sie, Vicomte, daß ich Ihnen beistehe. Mein Wagen soll Sie binnen wenigen Augenblicken an einen Ort bringen, wo Sie ärztliche Hülfe erhalten können", sagte Wilhelm.

Bei dem Ton dieser Stimme zuckte der Vicomte zusammen; aber ohne das Gesicht von dem Tuch emporzurichten. Wilhelm bemerkte diese Bewegung und setzte hinzu:

„Seien Sie überzeugt, daß ich es als eine heilige Pflicht betrachten werde, Ihnen schleunigen Beistand zu verschaffen."

Mit diesen Worten und ohne eine Entgegnung abzuwarten, hob Wilhelm den Vicomte von dem Platz, auf dem er saß, empor und trug ihn in den Wagen. Es war dies das zweite mal, daß er den kleinen Franzmann in seinen Armen hielt. Ein schmerzlicher Seufzer entschlüpfte dem Vicomte. Das Gesicht hielt er immer noch mit dem Tuche bedeckt.

Nachdem Wilhelm ihn behutsam in die eine Wagenecke gesetzt, sprang er selbst wieder hinein und befahl dem Kutscher, wieder nach Broby zurückzufahren.

„Nein, dahin nicht!" murmelte der Vicomte.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche, und der Wagen rollte davon. Bei der Bewegung, die dadurch verursacht ward, entrang sich dem jungen Mann ein halb unterdrückter Klageton. Dann sanken die Hände, welche das Tuch hielten, herab, und der Kopf neigte sich auf die Brust.

Der Vicomte war ohnmächtig geworden, wahrscheinlich vor Schmerz.

Wilhelm ergriff eine der herabgesunkenen Hände; sie war kalt. Er beugte sich über den Ohnmächtigen, nahm ihm den Hut, der über das Gesicht herabgefallen war, ab, und löste die Binde, welche bis über die Augen herabhing.

Als Wilhelm sie ganz behutsam hob und die Züge, welche sie barg, erblickte, stieß er einen Ruf der Bestürzung aus.

Gaukelten seine Sinne ihm etwas vor, oder gab es zwei Wesen mit einem und demselben Angesicht?

Wilhelm ergriff mit beiden Händen den Kopf des Ohnmächtigen und stierte diese unvergeßlichen Züge an, während er mit einem Gemisch von Schmerz und Freude murmelte:

„O, mein Gott! Estelle!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeit hatte den holden Mai und die ersten Tage des lächelnden Juni heraufgeführt, ehe Estelle von Estrier das Schmerzenslager verließ, welches sie auf Broby eingenommen. Die Verletzungen an ihrem Kopfe waren von sehr gefährlicher Beschaffenheit gewesen. Wie eine zärtliche, liebende Mutter hatte die Freiherrin an ihrem Krankenbett gesessen, und sie mit unermüdlicher Theilnahme gewartet und gepflegt; denn sie wußte wohl, daß dieses aus heißern Zonen stammende Weib für ihren Sohn das Schönste war, was er sich hier im Leben geträumt.

Während der ersten vierundzwanzig Stunden blieb Estelle ohne klare Besinnung. Das Einzige, was vor ihrer Erinnerung stand, war, daß Wilhelm sie in sein väterliches Haus geführt.

Als das Fieber ihr das Blut wild durch das Hirn jagte, nahmen die Gedanken eine sich fortwährend verändernde Form an, und mit gefalteten Händen und verzweifeltem Schmerz rief sie einmal über das andere:

„Wilhelm, ich bin unschuldig, vollkommen unschuldig!“

Dann verfiel sie wieder in heftiges Schluchzen, welches nur beschwichtigt werden konnte, wenn Wilhelm mit sanfter, zärtlicher Stimme flüsterte:

„Ich weiß das, meine theuere, meine geliebte Estelle.“

„Dank, Dank! Nun kann ich sterben!“ stammelte sie und blieb einige Augenblicke ruhig, bis ein neuer Anfall von Fieberwahnsinn ihr wieder dieselben Ausrufe der Verzweiflung erpreßte.

Allmählich minderte sich das Fieber, auf das wilde Phantasiren folgte Ermattung, und endlich konnte Estelle mit klaren Sinnen allen den sanften, freundlichen und zärtlichen Worten lauschen, welche Wilhelm's Mutter zu ihr sprach. Indiens prachtvolle Rose kehrte endlich zu Leben und Gesundheit zurück.

Als der Mittsommer mit seinen Kränzen, seinen blühenden Auen, seinem hellblauen Himmel und seiner strahlenden Sonne kam, war Estelle so ziemlich wiederhergestellt, und nur noch die zurückgebliebene Schwäche erinnerte an die Schmerzen, die sie überstanden.

Es war am Johannisabend. Estelle ruhte in halbliegender Stellung auf einem Sofa des großen Salons. Das üppige, schwarze Haar wogte auf die Schultern herab und glich einem mattschwarzen Schleier. Die großen, schönen Augen blitzten nicht mehr wie verzehrendes Feuer, sondern leuchteten jetzt mit sanftem Glanz.

Neben ihr in einem Armsessel saß die Freiherrin Stjernkrona. Die alte Dame hielt eine von Estellens Händen in die ihrige geschlossen. Sie schien soeben in herzlicher, mütterlicher Weise zu ihr gesprochen zu haben. Estelle lächelte sie wehmüthig an und sagte zur Antwort:

„Madame, nur Wilhelm's Mutter ist im Stande, so viel Nachsicht und Güte einer Fremden zu erweisen.“

Sie drückte die Hand der Freiherrin an ihre Lippen und fügte hinzu:

„Sie kennen nun durch mich selbst alle meine Verirrungen, und dessenungeachtet wünschen Sie, daß ich

Ihre Tochter werde. O, warum besitze ich nicht das Herz eines Engels, um Ihrer und Wilhelm's würdig zu sein!"

Wilhelm trat ein, gerade als Estelle die letzten Worte sprach. Er ging auf sie zu und sagte mit Wärme:

„Besäßest du ein anderes Herz als du hast, so wärst du nicht die Estelle, die ich anbete."

Estelle wendete das Gesicht herum. Ein Lächeln der Liebe und Schwermuth kräuselte ihre Lippen, als sie seinem Blick begegnete.

„Hast du wirklich genau erwogen, ob du mir auch die Fehler und Treulosigkeiten des Vicomte von Dutrouville verzeihen kannst?" fragte sie.

Ein leichter Schatten flog über Wilhelm's Stirn, während er antwortete:

„Den Vicomte habe ich vergessen, nur Estelle lebt in meiner Erinnerung."

„Aber so darf es nicht sein!" rief Estelle heftig; „denn eines Tags wirst du dich vielleicht des Vicomte erinnern und dann Estelle vergessen. Nein, Wilhelm, du mußt wissen, was mich verleitete, treulos gegen das Land zu handeln, welches dein Vaterland war."

Wilhelm hatte sich neben Estelle gesetzt und sagte:

„Ich brauche nichts zu wissen. Meine Mutter, welche während dieser angstvollen Wochen in meiner Seele gelesen, kann dir sagen, daß du so, wie du bist, mein Glück ausmachst."

„Ich weiß, daß sie das glaubt", sagte Estelle; „aber — —"

„Kein Aber", fiel die Freiherrin ein. „Das Glück meines Sohnes heißt Estelle. Möge es dir noch so mangelhaft erscheinen, mein Kind, so ist es doch das seine, und es wäre grausam, es ihm versagen zu wollen", setzte sie lächelnd hinzu.

„Ach, Madame, ich besitze vielleicht nicht Kraft genug, um so zu handeln; aber Krankheit und Prüfungen

haben mich gelehrt, daß wir uns nicht auf die Gefühle verlassen dürfen, wenn sie im Zustande der Aufwallung sind. Die Wahrheit ist der einzige Grund, auf den wir bauen müssen. Es gab eine Zeit, wo ich fürchtete, Wilhelm werde meine Fehltritte erfahren, und jetzt dagegen würde ich nicht eher Ruhe finden, als bis ich sie ihm gebeichtet."

„Das billige ich vollkommen", sagte die Freiherrin, „und da ich weiß, daß der Beichtvater nicht sehr streng sein wird, so hoffe ich, daß der Johannistag Estelle als die Verlobte meines Sohnes begrüßt. Ich verlasse euch daher, damit ihr Beichte ablegen und Absolution ertheilen könnt."

Die Freiherrin drückte einen leichten Kuß erst auf die Stirn des Sohnes und dann auf Estellens, worauf sie sich auf ihr Zimmer begab.

„Estelle", sagte Wilhelm, „habe ich dich durch den Glauben an die Anklage, die man gegen dich geschleudert, wirklich so unheilbar verwundet, daß du nicht mehr an die Unveränderlichkeit meiner Liebe glauben kannst?"

„Wilhelm, du hast mir ein Verbrechen zugetraut. Daß du dies thatest, beweist, daß du mich niemals so gekannt hast, wie ich bin. Als du ohne nähere Prüfung den Stab über mich brachst, beugte sich mein wildes Gemüth, und ward ebenso demüthig, wie es vorher stolz und trotzig gewesen war. St.-Sue hatte recht, als er sagte, daß ich dein unglückliches Schicksal sei. Mein Gemüth, meine Leidenschaften und meine ganze Seele waren von Natur derart, daß kein Glück daraus erblühen konnte."

„Estelle, Estelle — —"

„Höre mich an und unterbrich mich nicht. Soll ich dich auch nur zu einem Schimmer von Lebensglück führen, so mußt du alle meine begangenen Fehler und die Beweggründe derselben kennen lernen, sonst würdest du mich in Zukunft leicht verkennen. Dies, Wilhelm, wäre

mein Tod. Nicht noch einmal vermag ich unverdiente Verachtung von dir zu ertragen. Meine erste Beichte betrifft daher St.-Sue, diesen ungewöhnlichen und ritterlichen Cavalier, der seine hohen Begriffe von Ehre niemals verleugnete, selbst nicht gegen Personen, von denen er glaubte er könne sie nicht achten.

„Bei meinem Auftreten in Paris war er der Einzige, der sich gegen meine Schönheit und meine Reize vollkommen kaltsinnig zeigte. Gereizt durch diese Kälte that ich alles, um ihn zu meinem Sklaven zu machen. Aber ich bemühte mich vergebens. Eines Tags meldete er mir, daß er Paris verlassen würde. Dies kränkte mich; ich gab ihm nun zu verstehen, daß er der Einzige sei, für welchen ich mich interessirte, und bat ihn, zu bleiben. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß die Gefallsucht mich trieb, alle Mittel anzuwenden, welche die Kokètterie einer schönen Frau an die Hand gibt. Ich sprach von dem Glück, welches die Liebe schenkt, und gab ihm zu verstehen, daß mein Herz das seine werden könne. Gefühllos gegen alle meine Versuche antwortete er blos:

„«Madame, lieber will ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, als in Paris bleiben und das Glück genießen, von Ihnen geliebt zu werden.»

„Er reiste ab. Von diesem Augenblick an glaubte ich, ihn verabscheuen zu müssen.

„Ich sage, ich glaubte es thun zu müssen, denn niemals war ich wirklich im Stande, diesen Mann zu hassen, wie sehr er mich auch demüthigte. In meinem innersten Herzen achtete ich ihn, obschon meine verletzte Eitelkeit nicht gestattete, mir dies auch nur selbst zu gestehen.

„Wir, die verwöhnten Zierpuppen der Welt, die im Salon, berauscht von Schmeicheleien, ihr Leben vergeuden und ihre edelsten Gefühle morden, bleiben gleichwol Frauen, und deshalb gibt es wahrscheinlich

unter diesen Damen keine, die, möge sie so verwöhnt sein wie sie wolle, nicht in ihrem Herzen den Mann achtet, der sich nicht zum Sklaven ihrer Gefallsucht macht.

„Was mich selbst betraf, so behielt ich mitten unter den Vergnügungen von Paris noch zu viel von meinen angeborenen wilden und unbändigen Gefühlen, als daß nicht jede edle Handlung unwillkürlich Eindruck auf mich hätte machen müssen.

„Meine verletzte Eitelkeit raste allerdings über den Widerstand, den ich erfahren; aber als ich Zeit gehabt, mich zu beruhigen, zwang mich mein besseres Ich, St.-Sue hochzuachten, obschon ich mir damals über das, was ich empfand, keine Rechenschaft gab.

„In Brest sah ich ihn wieder, und an demselben Abend führte das Schicksal mir dich in den Weg. Die Triumphe der Eitelkeit, die Siege der Eroberungssucht, der Rausch der Schmeicheleien, alles verlor von dem ersten Augenblick an, wo ich dich sah und dich liebte, seinen Werth. Nun erwachte ich zum Bewußtsein anderer Freuden und höherer und edlerer Genüsse, als ich bisjetzt gekannt."

Estelle schwieg, hob aber nach einer kurzen Pause wieder an:

„Wie eine schwere Demüthigung hat die Erinnerung an die Niederlage meiner Eitelkeit durch St.-Sue auf meiner Seele gelastet. Unaufhörlich fürchtete ich, daß die Kenntniß dieser zärtlichen Schwäche mich deiner Achtung berauben würde."

„Ja, Estelle, dies würde geschehen sein, wenn ich sie von jemand anders als dir selbst erfahren hätte", fiel Wilhelm freundlich ein. „Jetzt bin ich dankbar dafür, denn du besitzest den Muth einer starken Seele, wahr zu sein, auch während dich nichts anders als dein eigenes Herz dazu zwingt."

„Dank für diese Worte", sagte Estelle, und fuhr dann fort:

„Meine Liebe zu dir war ein wildes, leidenschaftliches und gewaltsames Gefühl. Die ganze Welt war mir gleichgültig. Pflicht, Ehre und alle für andere Menschen heilige Begriffe waren für mich nicht vorhanden. Das Blut des Wilden in meinen Adern verstand nicht die Opfer, welche Moral und Sittlichkeit verlangen. Ich verstand damals nicht, daß das Glück, welches man sich auf Kosten dieser erkauft, nur Reue mit sich führt.

„Man hatte mich von Kindheit an nicht gelehrt, auf etwas anderes zu achten, als meine eigenen Wünsche. Rücksichtslos allen meinen Launen zu folgen, war eine Gewohnheit, die ich so lange gehabt, als ich zurückdenken konnte. Obschon ich aber meinen Pflichten gegen andere keine Beachtung schenkte, und nur ein Gesetz kannte, dem ich gehorchte, meinen Willen, so würde ich dennoch lieber alles gelitten, als mein Glück und die Verwirklichung meiner Wünsche durch einen Mord erkauft haben, und gleichwol traute man mir zu, gerade dies im Stande zu sein.

„Als ich an dem Japanischen Tempel lauschte und dich Lucie deine Liebe erklären hörte, war mein Herz wie zermalmt. Ich hatte blos einen klaren Gedanken, nämlich, daß du einmal gesagt, du könntest nur ein freies Weib lieben. Für mich war sonach alle Hoffnung dahin. Ich wünschte weiter nichts als zu sterben."

Estelle schwieg. Sie drückte die Hände an die Brust, als ob die Erinnerung an das, was sie soeben gesagt, ihre Seele noch jetzt mit Schmerz erfüllte. Nachdem sie tief Athem geschöpft, fuhr sie fort:

„Ich weiß nicht, wie ich hinwegkam, sondern blos, daß mein Gemahl und ich uns einige Augenblicke später allein in seinem Zimmer befanden. Die spätern Ereignisse, die Krankheit, die Abreise, alles folgte so dicht aufeinander, daß ich erst, nachdem du fort warst, zum vollen Bewußtsein dessen kam, was geschehen war.

„Gebunden durch jene furchtbare Anklage, welche dem

Neger Asthon anvertraut war, verlebte ich auf St.-Vincent eine ganze Reihe von Jahren.

„Während dieser Zeit unaufhörlichen Nachgrübelns über das, was geschehen, gerieth meine Seele in immer tiefere Erbitterung. Mein geraubter Frieden, mein zertrümmertes Glück, meine verzehrte Sehnsucht, meine unveränderte Leidenschaft, alles dies zusammen machte mich im höchsten Grade unglücklich. Mein Schmerz reizte und erbitterte mich, und es gelang mir, mich zu überzeugen, daß meine Liebe sich in Haß verwandelt habe. Die Sehnsucht, dich wiederzusehen, welche noch ungeschwächt meine Seele beherrschte, hielt ich für Durst nach Rache an dem, der alle meine Qualen geschaffen.

„Als Asthon's Tod meiner unfreiwilligen Gefangenschaft ein Ende machte, begab ich mich sogleich nach Frankreich. Hier traf ich wieder mit St.-Sue zusammen. Alle meine Bemühungen, von ihm einige Auskunft über dich zu erhalten, blieben fruchtlos. Wir lieferten manche heiße Schlacht. Ich sagte ihm, daß ich, wenn ich auch ganz Europa durchsuchen müßte, dich endlich doch finden würde. Seine einzige Antwort war:

„«Ich glaube es, Madame; mit meiner Beihülfe aber soll es nicht geschehen.»

„Einige Tage darauf kam er, um bei mir zu bitten. Er wollte wissen, wo Lucie wäre. Ich antwortete ihm mit seinen eigenen Worten: «Durch mich sollen Sie das nicht erfahren.»

„Ein Gefühl von Zorn erfüllte mein Inneres und ward durch die Ausfälle, welche St.-Sue sich gegen mich erlaubte, immer noch höher gesteigert. Ich kam endlich dahin, daß ich ihn als eine Hauptursache aller meiner Leiden betrachtete. Ich wünschte, ihn zermalmen oder die Martern, die ich zu erdulden hatte, durchleben lassen zu können.

„Eines Tags besuchte mich St.-Sue. Er kam, um mir Lebewohl zu sagen. Er beabsichtigte nach Schweden

zu gehen, um dort in Kriegsdienste zu treten. Ich theilte ihm hierauf mit, daß wir uns dort treffen würden; aber ich hoffte von seiner Ritterlichkeit, daß Frau von Estrier, im Fall sie unter einer andern Gestalt aufträte, von ihm nicht wiedererkannt werden würde.

„Mit seinem ironischen Lächeln antwortete er:

„«Madame, welche Verwandlung Sie auch mit sich vorzunehmen belieben, so werde ich suchen, mich derselben anzubequemen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, Sie weder zu verrathen, noch durch meine Worte an Sie anzudeuten, daß Sie etwas anders sind als Sie zu sein vorgeben.»

„Philipp von Outrouville, Luciens Bruder und ich reisten kurz darauf nach Rußland; der Vicomte, um in russische Kriegsdienste zu treten. Gegen das Versprechen, daß ich den Russen einige Auskunft über die von den Schweden erwarteten Transportschiffe verschaffen wollte, schmuggelte man mich nach Finnland hinüber, wo ich sicher war, dich und St.-Sue zu treffen. Was ging mich Schweden, Rußland oder die ganze Welt an! Ich hatte blos *einen* Gedanken, nämlich den, dich wiederzusehen. Ich sagte mir selbst, dieser Wunsch werde mir durch die Begier eingeflößt, mich für all die Leiden zu rächen, welche du mir zugefügt.

„Man hatte mich an einen Deutschen empfohlen, der wegen seiner russischen Sympathien bekannt war.

„Der Vicomte hatte mir seinen Paß und seinen Diener mitgegeben. Ich sah dich wieder. Ich ward von dir festgenommen. Ich hörte den Ton deiner Stimme, und mein Schicksal war wieder entschieden. Alle unbefriedigte Sehnsucht, hoffnungslose Verzweiflung und Erbitterung löste sich in ein einziges Gefühl auf, in das Gefühl *unermeßlicher Liebe*.

„Ich *liebte*, — ich liebte inniger, besser, heiliger und ernster als jemals. Ich schämte mich meiner Fehler; ich schauderte über den Leichtsinn meines Han-

delns, und ich betete zur heiligen Jungfrau, mich in einen Engel an Herzensgüte und Tugend zu verwandeln.

„Endlich schenktest du mir deine Liebe, — die Liebe, nach welcher ich so leidenschaftlich gestrebt. Ich wollte sterben, aus Furcht, den Tag zu erleben, wo du sie mir wiedernehmen würdest. Eine Ahnung sagte mir, daß ich bisjetzt nicht so geliebt, daß Gott mich meines Glücks würdig finden könne.

„Während auf diese Weise meine Seele von Wonne und Unruhe erfüllt war, trat Cellner auf. Schon in Finnland hatte ich Bekanntschaft mit ihm gemacht. Er hatte mich wiedererkannt. Er sagte, er habe die Absicht, dich über die Doppelrolle, die ich gespielt, aufzuklären, wenn ich sein Schweigen nicht belohnte.

„Am nächstfolgenden Tage warst du nach Karlskrona gereist, und zwar nachdem du mir einen von Verzweiflung und Kummer erfüllten Brief gesendet.

„Cellner's Schweigen erkaufte ich. Es kam mir theuer, sehr theuer zu stehen. Aber was fragte ich nach dem Verlust von Gold, wenn es deine Achtung galt? Ich hatte noch nicht den Muth, zu gestehen, daß ich die Rolle eines Spions einzig und allein gespielt, um dich wiederzusehen. Der Besitz deiner Liebe hatte mir die Fehler der Vergangenheit verhaßt gemacht.

„Die Mittheilung, daß du verwundet in Karlskrona lägest, bewog mich, als Mann verkleidet, dich aufzusuchen, und durch den Laut deiner Stimme mich zu überzeugen, daß deinem Leben keine Gefahr drohe. St.-Sue stand mir bei, sodaß ich jeden Tag einen Augenblick in deinem Vorzimmer verweilen und erlauschen konnte, was du sagtest.

„Sobald du außer aller Gefahr warst, kehrte ich nach Stockholm zurück. Was später geschah, weißt du. Das Einzige, was du nicht weißt ist, daß, als ich erfuhr, man habe mich während meines Verweilens in

Karlskrona für einen russischen Spion angesehen und du seiest nebst St.-Sue in den Verdacht gerathen, mit einem solchen in Verbindung zu stehen, ich den König von dem ganzen Hergang in Kenntniß setzte. Während meiner Krankheit sendete ich St.-Sue einen Brief, welchen Cellner an mich geschrieben, und worin er um den Preis seines Schweigens unterhandelte. Welche Folgen für ihn auch daraus hervorgehen mochten, im Fall dieser Brief in die Hände des Königs kam, so hatte ich ja sein Schweigen so bezahlt, daß er ein reicher Mann geworden war.

„Nach meiner Genesung, im Frühling, begab ich mich nach Frankreich zurück und suchte Lucie in dem Karmeliterinnenkloster auf. Ich kam niedergebeugt und zermalmt von Verzweiflung, um hier Rettung zu suchen und Lucie zu bitten, mir das Brandmal einer Giftmischerin, welches mein Gatte mir aufgedrückt, abzunehmen.

„Ich that dies nicht, weil ich noch gewünscht hätte, deine Gattin zu werden. Ich that es auch nicht einmal, weil ich dadurch deine Liebe zu gewinnen gewünscht hätte, sondern ich that es, weil ich mich von dem entsetzlichen Gedanken befreien wollte, daß du mich als eine Verbrecherin betrachtetest.

„Ich fand Lucie als ein Bild verzehrender Gewissensqual, als einen Schatten, nicht dessen, was sie gewesen, sondern einer menschlichen Creatur überhaupt. Ihre Gemüthsbewegung war groß, als sie mich erblickte; aber sie hörte meine Klage mit grabähnlicher Ruhe an. Als ich fertig war, sagte sie, während ihr ein paar Thränen die Wangen herabrannen:

„«O du Arme, welche Leiden haben ich und mein Bruder auf dein unglückliches Haupt herabgerufen! Aber es soll wieder gutgemacht werden. Kehre nach Schweden zurück! Du sollst von dem Schatten, den man auf dich geworfen, befreit werden.»

„Hierauf küßte sie mich und setzte hinzu:

„«Nun geh', komm aber bald wieder.»

„Ich kam den nächsten Tag und mehrere folgende, aber ohne Lucie sprechen zu können. Endlich, nachdem ich mehrere vergebliche Versuche gemacht, ließ man mich bei ihr vor. Sie lag in den letzten Zügen und vermochte nur noch meinen Namen und die Worte zu flüstern:

„«Fluche nicht meinem Andenken!»

„Der Tod hatte sie in seine Arme geschlossen.

„Einige Tage darauf verschaffte mir der Marquis von Outrouville einen Paß und gab mir seinen Diener zum Begleiter mit. Ich kehrte hierher zurück. Weshalb? Das wußte ich selbst nicht. Ich gehorchte blos einer unwiderstehlichen Macht, die mich vorwärts trieb. Ich mußte dich wiedersehen, obschon ich fest überzeugt war, daß Lucie ihr trauriges Geheimniß mit ins Grab genommen. Zu deinen Füßen wollte ich sterben, vorher aber sollte es meiner sterbenden Stimme gelingen, dich zu überzeugen, daß ich unschuldig sei. Wenn St.=Sue, der an allem Guten und Edeln in mir zweifelte, die Wahrheit dieser Versicherung in meinem Blick lesen konnte, dann mußtest auch du es können. So dachte ich.

„Das Schicksal wollte, daß meine Pferde scheu wurden, gerade als ich das Ziel meiner Reise zu erreichen glaubte. Du fandest mich in demselben Augenblick wieder, wo du dich auf den Weg machtest, um mich aufzusuchen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Zeit verging schnell und das Leben lächelte wieder in rosiger Pracht dem jungen Obersten und seiner südländischen Braut. Die Vergangenheit war vergessen, alle Fehltritte und Verirrungen waren verziehen.

Der Frühsommer war vergangen wie ein Traum. Der Augustmonat mit seiner glühenden Sonne und seinen dunkeln Nächten hatte begonnen, und man konnte sich auf Broby in Westindien träumen.

Wilhelm's und Estellens Aufgebot war bereits zweimal erfolgt, und man wartete nun blos noch auf den Ablauf des nächstfolgenden Sonntags, um dann die Hochzeit zu feiern.

Es war ein schöner, obschon drückend heißer Tag. Gegen Mittag umwölkte sich der Himmel und schwarze, dicke Massen stiegen ringsum am ganzen Horizont empor. Die Freiherrin war am Vormittag zu einem der Nachbarn gefahren, und die beiden Verlobten befanden sich daher in dem großen Salon miteinander allein.

„Wir werden Gewitter bekommen“, sagte Wilhelm und blickte zu dem mit Wolken bedeckten Himmel empor.

Nicht lange darauf begann der Donner wirklich zu grollen. Einige Augenblicke später ward der Himmels-

raum von einem leuchtenden Blitz durchschnitten, und das Unwetter brach los.

Der Diener war mit dem Postbeutel eingetreten, welchen Wilhelm öffnete, während er scherzend behauptete, Estelle bedürfe Zerstreuung durch die angelangten Neuigkeiten, um das Unwetter zu vergessen, vor welchem sie sich ein wenig zu fürchten schien.

Unter den Briefen befand sich einer von officiellem Aussehen. Dieser ward sofort erbrochen. Estelle wünschte den Inhalt unverweilt zu erfahren.

In diesem Augenblick zischte ein furchtbarer Blitz durch die Luft. Estelle warf sich unwillkürlich an Wilhelm's Brust. Ein betäubendes Krachen erschütterte die Mauern.

Nachdem es verhallt war, suchte Wilhelm durch seine Liebkosungen Estellens erschrockenes Gemüth wieder zu beruhigen.

Nachdem ihm dies gelungen war, wendete sich die Aufmerksamkeit wieder dem amtlichen Schreiben zu. Es enthielt Wilhelm's Ernennung zum Generaladjutanten, und Estelle vergaß in ihrer Freude hierüber ihren Schrecken vollständig.

Der nächste Brief, nach welchem Wilhelm die Hand ausstreckte, war an Estelle. Er wollte ihr denselben überlassen, aber sie sagte lächelnd:

„Erbrich und lies du ihn; ich habe kein Geheimniß vor dir.“

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Wilhelm erbrach das Siegel, in demselben Augenblick aber leuchtete wieder ein flammender Blitz, auf welchen unmittelbar der Donner niederkrachte. Das ganze Schloß erbebte, als ob seine riesigen Steinmassen zusammenstürzen wollten. Es hatte eingeschlagen.

Die Diener stürzten in den Salon hinein. Auf dem Sofa lagen der Baron und seine Braut leblos.

. . . .

Einige Tage später, gerade als das Aufgebot zum dritten mal erfolgen sollte, lag Estelle im Sarge.

Der Blitz hatte sie getödtet, Wilhelm dagegen war mit einer obwol unheilbaren Lähmung des linken Arms davongekommen.

In demselben Augenblick, wo Stjernkrona sein lange geträumtes, nun gefundenes Glück verlor, ward er für sein ganzes noch übriges Leben in einen Krüppel verwandelt; er, der aus so vielen Kämpfen, in welche sein Gemüth und Charakter ihn geführt, unversehrt hervorgegangen, ward in seinem väterlichen Hause und während er Estellens Brief las, verstümmelt. Ganz gewiß war dies ein Schicksalsschlag, der durch seinen Charakter nicht herbeigeführt worden.

Estelle, dieses Kind der Verirrungen, welches aus Liebe zu einem Manne so viel gelitten und gefehlt, ward ihm entrissen, gerade als ein Leben des Glücks ihr entgegenlächelte, in dem Augenblick, wo sie der Wirklichkeit desselben am sichersten zu sein glaubte.

Wie ohnmächtig sind doch wir armen Sterblichen!

Schluß.

Ein ganzes Jahr verweilte Wilhelm auf Broby. Endlos lange Monate waren seit dem Tage vergangen, wo er des Theuersten beraubt worden, was er besaß. Düster und verschlossen klagte er niemals über den Verlust, den er erlitten. Er gab sich der entmuthigendsten Hoffnungslosigkeit hin. Gleichgültig und kalt gegen den Verlust seines Arms, schien er in seinem Innern so verstört zu sein, daß in dieser Beziehung nichts mehr von seinem frühern Menschen übrig war.

Im Monat März 1792 traf in Broby die für das ganze Land betrübende Nachricht ein, daß der König ermordet worden. Bei dieser Kunde flammte es in Wilhelm's Augen, und er sagte zu seiner Mutter gewendet:

„Nun, Mutter, ist das letzte Band, welches mich an das Vaterland fesselt, gelöst."

„Noch nicht. Deine Mutter lebt noch, mein Sohn!" sagte die Freiherrin und sah ihn mit bekümmertem Blicke an.

„Verzeihe! Ich vergaß, daß wir — du und ich — eins sind", antwortete Wilhelm und küßte ihr die Hand.

Zwei Monate später war wirklich das letzte Band gelöst. Wilhelm stand am Sterbebett der Mutter.

Als der Mittsommer mit seinem lächelnden Himmel wiederkam, war Broby von seinem Besitzer verlassen.

Beim Ordnen seiner Papiere vor der Abreise hatte Wilhelm unter denselben den Brief gefunden, mit dessen Eröffnung er beschäftigt war, als Estelle vom Tode ereilt ward. In dem Couvert lagen zwei Schreiben, von welchem das eine mit St.-Sue's Siegel verschlossen war, das andere war von einem Verwandten des Marquis und meldete, daß man in den Sachen des Verstorbenen den beigefügten Brief und ein an demselben befestigtes Blatt gefunden, auf welchem der Marquis ausdrücklich bestimmt, daß nach seinem Tode dieser Brief an Frau von Estrier gesendet werden solle.

Nachdem Wilhelm diese Mittheilung überflogen, legte er den noch unerbrochenen Brief unter seine wichtigsten Papiere, und beschloß, erst nach der Ankunft in Paris diesen Gruß von dem heimgegangenen St.-Sue an Estelle zu lesen.

Den ersten Abend, welchen Wilhelm in Paris verlebte, suchte er demgemäß den Brief hervor und betrachtete ihn eine lange Weile, und gleichsam unschlüssig, ob er ihn vernichten oder öffnen sollte.

Endlich glaubte er die letzten Worte zu hören, welche Estelle unmittelbar vorher, ehe der Tod sie ereilte, zu ihm gesprochen: „Ich habe kein Geheimniß vor dir." Dies bestimmte ihn.

Er erbrach das Wappensiegel. Der Brief war am Tage vor St.-Sue's Abreise von Brest geschrieben, als er und Wilhelm nach Nordamerika absegelten.

Der Inhalt war nicht lang. Er lautete:

„Madame, unsere Feindschaft ist nun geendet. Die Lösung dieses Räthsels finden Sie in den Worten: Ich liebte Sie.

„Ich hatte geschworen, diese Worte niemals zu Ihnen zu sprechen. Ich habe meinen Schwur gehalten.

„Ihr Sklave will ich nicht sein; Ihr Beherrscher

konnte ich nicht werden, und ich zog es nicht vor, mich zum Diener einer unvernünftigen Leidenschaft zu machen.

„Mein Schicksal war nicht, mich von dem Weibe besiegen zu lassen, welches ich liebte, deshalb ward ich Ihr Feind. Sie wollten sich meines Friedens bemächtigen, um damit zu spielen. Madame, wenn Sie wirklich mir Ihr Herz geschenkt hätten, dann wäre ich verloren gewesen. So aber will ich sterben wie ich gelebt, Ihr Bild unauslöschlich in meinem Herzen tragend, und ohne daß Sie oder sonst jemand etwas davon geahnt, daß Estelle von Estrier geliebt worden von

Jules St.-Sue."

Ein höherer Wille hatte beschlossen, daß Estelle den Inhalt dieses Briefs niemals kennen lernen sollte.

Wilhelm erhielt als ausgezeichneter Seeoffizier sofort Anstellung in der französischen Flotte, und nahm dann an allen Kämpfen theil, welche sie ausfocht. Gleichwol war ihm nicht die Genugthuung beschieden, von einer feindlichen Kugel zu sterben. Er starb im Alter von einigen funfzig Jahren an den Folgen einer heftigen Erkältung.

Nun, lieber Leser, magst du selbst entscheiden, ob es die Ereignisse waren, oder Wilhelm's Charakter, was den Gang seines Schicksals bestimmte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.